



Nr. 2

## **Autorenpatenschaften**

**Nr. 2**

Für den Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V.  
im Rahmen des Projektes „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“  
des Bundesministeriums für Forschung und Bildung

herausgegeben von  
**Landolf Scherzer** und **Jürgen Jankofsky**

**mitteleutscher verlag**

## Zum Geleit

Als Initiative im Rahmen des Programms „Kultur macht stark“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung gründete der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise deutschlandweit lokale „Bündnisse für Bildung“, die „Autorenpatenschaften“ organisierten: Professionelle Kinder- und Jugendbuchautoren führten bildungsbenachteiligte acht- bis 18-Jährige, denen ein Zugang zum Lesen und zur Literatur fehlte, an das Lesen und Schreiben literarischer Texte heran. Heranwachsende entdeckten mit Hilfe von professionell Schreibenden neue Ausdrucksformen und erschlossen sich einen neuen Erfahrungshorizont.

Vor allem bei Autorenbegegnungen und in Schreibwerkstätten entwickelten die Teilnehmer/-innen eigene Texte, welche unter Anleitung der Autoren/-innen in einem intensiven Entstehungs- und Wandlungsprozess diskutiert, bearbeitet und vorgetragen wurden.

Für die hier dokumentierte „Autorenpatenschaft“ im Bundesland Thüringen schlossen der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V., das Kinder- und Jugendheim Benshausen, die Stadt- und Kreisbibliothek Zella-Mehlis und der Friedrich-Bödecker-Kreis für Thüringen e.V. ein lokales Bündnis.

Als Autorenpate wirkte von November 2013 bis November 2014 Landolf Scherzer, als Koordinatorin vor Ort die Geschäftsführerin des FBK für Thüringen e.V. Ellen Blumert. Am Ende einer jeder Autorenpatenschaft gibt

schließlich eine Publikation vielseitige und vielfältige Einblicke  
in das jeweilige, gemeinsame Projektjahr – nicht zuletzt, um zur  
Weiterführung und Nachahmung anzuregen.

Jürgen Jankofsky  
Projektleiter „Autorenpatenschaften“

**Das Innere der Glaskugel  
ODER  
Tröstende Umarmung des Windes**

*Fünfzehn Mal Mühen, Messen, Verwerfen und Verteidigen von  
Geschichten, die Heimkinder im thüringischen Benshausen mit dem  
Autor Landolf Scherzger erarbeitet haben*

## Anstelle eines Vorwortes

Wer in diesem Buch die sieben Heimkinder im thüringischen Benshausen auf ihrer achtmonatigen und 15 Schreibetappen langen Wegstrecke als Leser nicht unbedingt vom Anfang bis zum Ende begleiten möchte, kann auch nur die im Anhang veröffentlichte Zielankunft nachlesen („Freies Wort“ Suhl, vom 27.06.2014). Wer danach oder überhaupt wissen will, weshalb und wie Kinder zwischen 9 und 17 Jahren anfangs Briefe an den Weihnachtsmann schrieben und später druckreife Geschichten verfassten, dem sei der ausführlichere Bericht empfohlen. Er könnte, um das Besondere dieser „Autorenpatenschaft“ zu dokumentieren, mit einer Episode der gemeinsamen Schreibearbeit beginnen. Alle sieben Werkstatt-Teilnehmer hatten angeregt durch das Buch „Lieber Weihnachtsmann. Bitte nicht wie letztes Jahr! Hundert Briefe italienischer Kinder“ (Diogenes Verlag), im Dezember 2013 ihren Wunschbrief an den Weihnachtsmann geschrieben und trugen ihn in der Runde vor. Der 9-jährige Robert\*, dessen Geschwister (insgesamt 3 Zwillinge und 2 Einzelkinder, die die wenigste Zeit bei den Eltern, die meiste im Kinderheim gelebt haben), las sehr leise: „Lieber Weihnachtsmann, ich wünsche mir nur, dass meine Mutti zu Hause wieder Strom hat und ein bisschen Geld und ...“ Mitten im Satz stockte er plötzlich, brachte kein Wort mehr heraus und schluchzte laut. Marie\*, mit bald 17 Jahren die Älteste der Gruppe, ging zu dem weinenden Robert, nahm ihn den Arm, streichelte und

tröstete ihn, bis er die ersten Sätze auslassend weiterlesen konnte. „... und dass mein Bruder Jakob eine Arbeit bekommt und dass er keinen Schiss mehr hat vorm Zahnarzt und dass ich meinen richtigen Papa und meinen richtigen Opa kennenlerne. Und ich wünsche mir, dass ich eine FC-Bayern-Uhr bekomme. Ende. Robert, 9 Jahre, Kinderheim Benshausen.“

In den Wünschen der Kinder, in den großen und kleinen Geschichten, die sie schrieben, spiegelten sich oft auch ihre Ängste, Hoffnungen und traumatischen Kindheitserlebnisse: (Prügelstrafen, sexuelle Belästigung, Vernachlässigung der Kinder wegen Alkoholismus der Eltern usw.). Die Schreiblehrlinge brauchten also während der Werkstätten nicht nur Anleitung zum Schreiben, sondern auch die Nähe und das Vertrauen und Verstehen durch den Autor Landolf Scherzer (L.S.) und die Projektmanagerin Ellen Blumert (E.B.). Auch davon – und hier endet das Vorwort – wird in dieser Dokumentation der 15 Schreibetappen zu berichten sein.

## Erste Begegnung

In Gesprächen über das Schreibprojekt sagten der Leiter des Kinderheimes, Wolfgang Peik, und die Leiterin der Kreis- und Stadtbibliothek Zella-Mehlis Andrea Pfütsch:

„Ja, wir machen sehr gern mit!“

Die Bibliothek wird öffentliche Lesungen (im Herbst 2014 auch mit den literarischen Ergebnissen der Kinder) organisieren und Heimleiter Wolfgang Peik bestätigt, dass er nach 33 Jahren im Dezember 2013 seine Arbeit als Heimleiter beendet, aber danach „ehrenamtlich“ die Schreibwerkstatt besuchen will. Zuvor wird er den Autor und die Projektleiterin noch über Stärken, Schwächen, Probleme und soziale Hintergründe der Teilnehmer informieren. „Denn Schreiben ist doch auch Reden mit sich selbst, und das tun diese Kinder sehr oft“, sagt er.

Im November 2013 stellt sich der Autor mit einer öffentlichen Lesung im Bürgerheim von Benshausen vor. Etwa 50 Zuhörer (auch aus den umliegenden Orten) sind gekommen. Wolfgang Peik hat aus dem Kinderheim (dort leben zurzeit 60 Kinder, die von 32 Pädagogen betreut werden) „besonders neugierige Kinder“ und Erzieherinnen mitgebracht.

Das Lesealter während der Veranstaltung reicht vom 9-jährigen Schüler bis zum 90-jährigen Pensionär. Es ist schwer, Themen, die SOWOHL als AUCH interessieren, vorzulesen. Schließlich: Die Schicksale der verstrahlten Kinder nach dem Atomunglück in Tschernobyl und die Arbeit des

Autors als Maurer und Häuserbauer in Mocambique. Die Kinder aus dem Heim quatschen nur selten dazwischen, ein Mädchen fragt, ob der Autor sich seine Geschichten ausdenkt. Er sagt, dass er sie selbst erlebte, fügt jedoch erklärend hinzu: „Ihr müsst natürlich nicht erst bis nach Afrika fahren, um zu schreiben. Ihr könnt einfach eine Geschichte erfinden. Außerdem erfinden Kinder oft bessere Geschichten als die Erwachsenen. Viele Autoren kontrollieren ihre Gefühle und ihre Geschichten, sie filtern, was und wann sie etwas schreiben. Ihr dagegen lasst einfach die Gefühle raus, orthographisch vielleicht nicht so gut, aber viel phantasievoller, eben unkontrollierter.“

Das scheint ihnen Mut gemacht zu haben. Nach der Lesung kommt der 9-jährige Robert, um sich für die „Schreibschule“ anzumelden. Er sei schließlich Wandzeitungsredakteur im Heim und liebte Märchen. Nach ihm erzählt Virginia aus Lauscha, eine 14-jährige, die aber vom Aussehen und von der Art ihrer Diskussion schon wie eine 18-jährige wirkt, dass sie sehr gern malt. Sie hat schon „richtige Bilder“ von ihrem Freund aus der Metal-Szene und Phantasiebilder von der „Welt des Chaos, des Grauens und der Folter“ gemalt. Sie würde lieber malen als schreiben. Der Autor glaubt, dass beides zusammen möglich sein wird. Viele Schriftsteller wären auch gute Maler.

Marie mit einem fast griechisch anmutendem klassischen Gesicht, erzählt, dass sie aus der Rhön kommt und dass es nützlich wäre, wenn viele Heimkinder über ihr oft schweres Leben vor der Heimzeit schreiben würden.

Sie will mitmachen.

Nach 14 Tagen sind es sieben. Der Heimleiter schlägt vor, dass wir uns in seinem Zimmer an dem großen runden Tisch, (an dem mindestens neun Stühle stehen können!!!), zum Schreiben treffen. Schwieriger wird es, einen gemeinsamen Tag und eine gemeinsame Uhrzeit als regelmäßigen Termin zu finden. Nichts ist im Heim so selten wie freie Zeit der Kinder. Denn ihre Freizeit wird für die Aktivsten von ihnen sorgsam mit Sport, Kultur und Mitbestimmung ausgebucht.

Wolfgang Peik zählt stolz auf: „Laienspiel, Singegruppe, Unterricht für Gitarre, Keyboard, Flöte, Tanzen, Trommeln, Computer AG, Heimzeitung, Sprecherrat, kreatives Gestalten, Kinderwerkstatt, Kochen und Backen, Töpfern, Schneider, Mountainbike, Fußball, Volleyball, Basketball, Judo im Verein, Billard, Fitness, Schwimmen, Klettern, Bogenschießen, Reiten, Tischtennis ...“

Für die Schreibwerkstatt bleibt nur – indem einige der Sieben ihre anderen „Termine“ verschieben – der Donnerstag nach Schulschluss. Die Küchenfrau notiert sich den Turnus der Donnerstag-Treffs. „Damit ich euch Kuchen, Getränke und Naschereien hinstellen kann. Schließlich ist Schreiben bestimmt sehr anstrengend.“

## Die 15 Etappen lange Schreibstrecke

Der versprochene Kuchen steht schon vor Beginn der Werkstatt auf dem runden Tisch. Dazu gibt es Säfte, Wasser, und für jedes Kind hat E.B. noch ein weißes, dickes Schreibbuch, Stifte und Merktzettel dazugelegt.

Der Heimleiter räumt beim Einrücken der, wie er sie nennt, „Schreiberlinge“, seinen Chefsessel und verabschiedet sich. Mit Julia, der 23-jährigen Erzieherin, die alle Werkstätten mitmachen möchte, sind es zehn. Am runden Tisch stehen nur neun Stühle. Vorschlag von Marie: Der Autor soll sich in den dicken Chefsessel setzen. Der weigert sich, genau wie die Projektmanagerin. Martin\*, einer der zwei Jungen in der Runde, verkündet lauthals: „Ich mach’ den Chef! Ich gehe auch ans Telefon ran, wenn es klingelt!“ Erstes energisches „Nein!“ des Autors.

Friedliches Kuchenessen. Danach miteinander reden, das heißt sich vorstellen. Weil Virginia („Gini“), die außen links sitzt, nicht beginnen will, erzählt Marie freimütig. Vor vier Jahren, als sie 13 und ihr Bruder 9 Jahre alt waren, kamen sie ins Kinderheim. Aufgewachsen in der katholischen Rhön. Nach Vernachlässigung, vielen Schlägen, penetranten Bestrafungen und Erfrierungen (nicht nur der Seele) vom Jugendamt eingewiesen ...

Zwar erzählen alle sieben Kinder während der acht Monate sehr viel und offen über ihre Vergangenheit und sagen: „Das können Sie ruhig aufschreiben.“, aber der Autor weiß nicht, wie und was er aus ihrer Kindheit beschreiben soll und darf.

Genauso unsicher ist er, was die persönlichen, teils tragischen Erlebnisse der Schreiberlinge während der 8 monatigen Werkstattarbeit betrafen: Selbstmordversuch, Flucht aus dem Heim, Ende einer erster Liebesbeziehung, Tod der wichtigsten liebevollen Bezugsperson aus der Familie...

Nach Marie soll sich Xenia vorstellen. Aber Marie sagt in einem Ton, der keinen Widerspruch zulässt: „Jetzt ist erst mal meine allerbeste Freundin Nancy\* dran.“

Nancy trägt eine Brille, die von ihren langen, dunklen Haaren fast verdeckt wird, und eine Zahnsperre. Sie hat Schwierigkeiten beim Sprechen. 15 Jahre alt, seit 9 Monaten im Heim. Sie ist ohne Mutter aufgewachsen, nur mit der Oma und dem Papa. Nachdem sie ein halbes Jahr die Schule geschwänzt hatte, kam sie ins Heim.

Xenia ist zurückhaltend. Sie hat ein schönes Gesicht und klug blickende Augen. „Ich bin jetzt 15 Jahre alt und seit einem Jahr im Heim. Ich wurde in Forst geboren, danach gab es viele Stationen, zum Schluss Sonneberg. Man hat mich oft allein gelassen, keiner kümmerte sich um mich. Inzwischen ist die Mutter mit dem Vater nach Nordrhein-Westfalen gezogen.“

Schon während der ersten Werkstatt ist Michelle das lebhafteste der vier Mädchen. Ständig fuchtelte sie mit den Armen, ruft dazwischen, auch wenn es nichts zu sagen gibt. Sie braucht die Aufmerksamkeit. Sie ist 14 Jahre alt und kam mit 13 in das Kinderheim. „Ich wohnte in einem kleinen Dorf bei Gotha. Weil meine Eltern mit uns nicht zurechtkamen, wurden meine 6 Geschwister und ich zu Pflegefa-



milien gegeben. Meine Pflegefamilie wurde mein Zuhause. Doch weil ich mich manchmal mit der Schwester und den Pflegeeltern stritt, sagten sie, dass ich Unfrieden bringe. Vor einem Jahr haben die Pflegeeltern mich ausgestoßen.“ Wir bräuchten sie nicht mit ihrem langen Namen zu nennen, wir sollten Michi zu ihr sagen. Sie stottert beim Sprechen. Manche Worte kann sie nicht richtig artikulieren.

Martin lebt am längsten im Kinderheim. Er ist jetzt 14, mit sieben Jahren kam er hierher. Die Mutter prügelte nicht nur, sie konnte auch den Haushalt nicht in Ordnung halten. Die einzigen liebenswerten Menschen der Familie sind für Martin seine ältere Schwester und seine krebskranke Oma. Sie ist im Gegensatz zu seiner Mutter („eine Messie“) sehr ordentlich. Und ein Mitglied im Kirchenvorstand.

Der 9-jährige Robert bestätigt kindlich plappernd noch einmal, dass sie drei Zwillingspärchen sind. „Jedes Zwillingspaar von einem anderen Papa. Und dann noch zwei Einzelkinder, auch jedes Kind von einem anderen Papa.“ Keines kennt seinen Vater. Er liebt seine Mama, die die Kinder auch nicht am Wochenende aufnehmen darf, weil der Strom abgestellt ist und sie kein Geld hat.

Nach den Berichten der Kinder versuchen L.S. und E.B. zuerst ihre Emotionen wegzustecken und den Schreiblehringen dann sachlich die 15 Werkstatttage und das entstehende Ergebnis zu erklären.

„Ein Buch mit meiner Geschichte?“, fragt Robert. „Können auch Märchen für kleine Kinder drin sein?“

Betätigung.

Er fängt sofort an, laut zu erzählen und gleichzeitig zu schreiben: „Es war einmal eine Hexe...“

Michi nimmt ihn den Stift weg. „Später Robbi.“

Zuerst eine kleine Übung, die, wie sich herausstellt, aber eine große ist. Am 18. Dezember wird das alljährliche Weihnachtsfest im Heim öffentlich gefeiert. Auftritte der Märchengruppe, der Singegruppen, der Musikanten ... Um eigene Weihnachtsgeschichten in der Werkstatt zu schreiben, ist die Zeit zu kurz, aber Weihnachtswunschbriefe wie die der italienischen Kinder könnten noch entstehen. Also lesen die Sieben zuerst Briefe aus dem schon erwähnten Buch vor.

Dabei stellt Xenia fest: „Sie schreiben nicht nur, was ihnen Knecht Ruprecht bringen soll, sondern sie schreiben in den Briefen auch über sich und ihre Umgebung. Es sind also keine Wunschzettel.“

Erstes Vorhaben: Wenn sie es schaffen, Briefe in dieser Art zu schreiben, können die Werkstatt-Teilnehmer sie in der öffentlichen Weihnachtsfeier vorlesen. Ein Ansporn. Kurze Begeisterung. Danach Dazwischengerede. „Ich wünsche mir ... Fußball ... Vater kennenlernen ... FC-Bayern-Rucksack ...“

Nach zwei Stunden sind die Konzentration und die Aufmerksamkeit vorerst zu Ende. (Ein Problem auch bei den nächsten Werkstätten.) Nancy hört nicht mehr zu, spielt nur noch am Handy. (Die Handys werden den Kindern nur nach der Schule und bis 19 Uhr ausgehändigt.) Nancy mault: „Man muss diese Zeit doch nutzen.“

E.B. schreibt, um abzulenken, mit den Kindern Elfchen.  
Elf Worte in fünf Zeilen zum Thema Liebe. Erste Zeile ein  
Wort, zweite Zeile zwei Worte, dritte Zeile drei, vierte Zeile  
vier und fünfte Zeile wieder ein Wort. Nur Marie (sie hat  
Liebeskummer) und die Jungen schreiben nicht mit.

Liebe  
Rosarote Brille  
Tut alles, verliebt  
Bekommt nichts mehr mit  
Trauer  
(Xenia)

Liebe  
Schöne Gedanken  
Nie wieder auseinander  
Ich liebe dich immer  
Beziehung  
(Michi)

Liebe  
Schöne Gedanken  
Kommt und geht  
Das Einzige, was verdoppelt  
Martin  
(Gini)

Beziehung  
Kuss haben  
Glücklich sein miteinander  
Nie wieder ohne Dich  
Glücklich  
(Nancy)

Danach wieder Thema Weihnachtswunschbriefe. In 14  
Tagen soll jeder einen geschrieben haben.  
Gini weigert sich: „So was Blödes mache ich nicht mit. Was  
wünschen ist Scheiße, man muss sich alles was man haben  
will als Krieger erkämpfen!“  
Gini hat zur nächsten Werkstatt keinen Weihnachtsbrief  
geschrieben. Aber sie zeigt dem Autor Bilder, die sie von  
ihrem Freund Martin gemalt hat. Und Grafiken von kul-  
tischen Kriegern, die einen Mann am Galgen mit dem  
Schwert zerstückeln ...  
Robby entschuldigt sich kleinlaut. „Ich hatte keine Zeit. Au-  
ßerdem kann ich nicht aufschreiben, was ich mir wünsche.  
Nein, das kann ich nicht.“  
Zuerst wieder Kuchen, Kekse und Getränke. Die Sieben  
stürzen sich darauf, streiten um den Kuchen mit der dick-  
sten Schokolade.  
Julia, die Erzieherin, die nach ihrem Pädagogikstudium  
erst seit 4 Wochen im Kinderheim arbeitet, schlägt vor,  
das Naschzeug immer erst in der Pause nach zwei Stun-  
den „Arbeit“ als Belohnung auf den Tisch zu stellen. Julia  
betreut die Gruppe 1. Die 60 Kinder im Heim sind in

6 Wohngruppen aufgeteilt. In den Gruppen kaufen die Kinder jeweils für alle selbständig ein, waschen ab, räumen die Gemeinschaftszimmer auf. Tag und Nacht betreuen die Erzieherinnen die Wohngruppen. Das „höchste Organ“ des Kinderheims, in dem das Zusammenleben der Gruppen geregelt wird, ist der Sprecherrat. Im Sprecherrat bestimmen die Kinder mit, welche Regeln im Heim gelten, ahnden Verstöße, organisieren Veranstaltungen, Ausflüge und Feiern.

Nach dem Kuchen lesen Martin und die vier Mädchen ihre Briefe an den Weihnachtsmann vor. Keine Reaktion bei den Kindern. Aber blankes Entsetzen bei Projektmanagerin und Autor. Zwei haben geschrieben: „Lieber Weihnachtsmann, ich wünsche mir, dass meine Mutter endlich weg, tot, ist ...“ Und: „Ich wünsche mir, dass meine Mutter bald stirbt, aber meine Oma noch lange lebt, am besten noch länger als ich ...“

Auf die Frage: „Das würdet ihr öffentlich zur Weihnachtsfeier vorlesen?“ nicken sie.

Erste Zensurmaßnahme des Autors. „Diese Sätze streicht ihr! Macht mit dem zweiten weiter!“

Er schlägt vor, über diesen schrecklichen Wunsch allein mit ihnen zu sprechen. „Und vielleicht könnt ihr darüber später in einer Geschichte schreiben. Aber jetzt streicht bitte den Anfangssatz!“

Sie streichen ohne zu widersprechen.

In ihren Weihnachtsbriefen schreiben sie kaum über ausgefallene, teure materielle Wünsche, vielmehr sorgen sie sich

um Freunde, Erzieher und Verwandte. „Weihnachtsmann, es soll Herrn Peik und meiner lieben Oma gut gehen ...“ Frage: „Erzähl doch mal, was ‚gut gehen‘ im Einzelnen für die Großmutter bedeuten würde.“

Der Autor erklärt, wie man die Adjektive gut, schlecht, schön, hässlich in den Texten in konkrete Bilder verwandeln kann.

Die Kinder beginnen, die allgemeinen Formulierungen durch konkrete Einzelheiten zu ersetzen. Von einem Freund, dem eines der Mädchen „alles Gute“ gewünscht hat, erfährt man nun, dass er an unheilbarem Krebs leidet. Deshalb sollte er noch einmal mit ihnen zu seiner Freude durch den Wald wandern können.

Beim Vorlesen kichern und toben die anderen, zeigen ihre E-Mails und interessieren sich nicht, was die „beste Freundin“ nebenan gerade vorliest. Es wird schwer, in den Werkstätten trotz notwendiger Strenge des Autors gleichzeitig ein vertrauensvolles Öffnen der Kinder zu erreichen und bei ihnen Lust am Schreiben zu wecken ohne sie durch Disziplinforderungen sofort wieder zu zerstören. (Die Lektüre von Makarenkos Büchern vor 40 Jahren wird dem Autor dabei kaum hilfreich sein.)

Also Geduld und kein Beharren auf einem Werkstattthema, sondern Verschiedenes anbieten.

In drei Tagen wird der Heimleiter Wolfgang Peik nach über 40 Jahren pädagogischer Arbeit in einer Feierstunde öffentlich verabschiedet. Überlegung: Wie können ihm seine „Schreiberlinge“ eine Freude machen? Vorschlag von

Nancy: „Etwas über ihn schreiben.“ Martin: „Aber das muss dann mit Bild in der Zeitung stehen.“ Die Kinder tragen zusammen, was über ihn in solch einem Beitrag stehen müsste: „Er war gut ... Er machte eine ordentliche Arbeit ... Er kümmerte sich um alles ... Er war gerecht ...“ Und fast alle: „Er war für uns wie ein Vater.“ Xenia meint, dass es wie bei den Weihnachtsbriefen vielleicht darauf ankommt, konkret zu beschreiben, weshalb er gut ist und wie er ordentlich arbeitet ...

Also neue Materialsammlung mit den Kindern. Robby: „Er akzeptiert im Sprecherrat auch immer meine Meinung.“ Martin: „Er legt, wenn ich Sorgen habe, seinen Arm manchmal um mich.“ Marie: „Er hat es geschafft, dass Kinder, die bei ihm im Heim leben mussten, heute als Erzieherinnen zurückkommen. Wie die Maria.“ Xenia weiß von der Verwaltungsleiterin, die seit 40 Jahren in Benshausen arbeitet, dass er bis vor kurzem mit seiner Frau und auch mit seinen Kindern „um immer hier zu sein“ im Heim gewohnt hat ...

Aus diesen Fakten könnte der Artikel für die Zeitung entstehen.

Zusammensetzen sollte alles der Autor! „Weil nur noch drei Tage Zeit sind“ (Michi). Der Autor widerspricht. Man könnte zusammen über das Internet einen Artikel verfassen. Sie entgegnen: „Wir haben keine privaten Computer und unsere Handys erhalten wir doch nur für ein paar Stunden am Tag.“ Wenn der Autor mit ihnen kommunizieren möchte, müsste er entweder in der Heimleitung oder der

Gruppe anrufen. „Dann richtet man uns die Information aus. Oder einen Brief mit der Post schicken.“ Post bekommen, wäre immer was Besonderes (Martin). Das Schreiben des Artikels bleibt am Autor hängen. (Nachzulesen im Anhang.)

Robby verspricht, bevor er sich verabschiedet, dass er versuchen wird, bis zum nächsten Treffen seinen Wunschbrief doch noch zu schreiben. Und als alle gegangen sind, räumt Gini die Teller, Tassen und Gläser in die Küche. Und wäscht ohne Aufforderung ab.

Etwa 100 Freunde, Weggefährten, Erzieher, „Jugendämter“ und Sponsoren verabschieden Wolfgang Peik mit Reden, Geschenken, Liedern und Sketchen. Er sitzt mit seiner Frau in der ersten Reihe und heult.

Später sagt er zum Autor: „Ich hatte heute Früh schon Wasser in den Augen, als ich euren Artikel in der Zeitung gelesen habe.“

Als Geschenk überreicht der Autor eine Auswahl seiner eigenen Bücher. „Für eine kleine Heimbibliothek, die hier, wo es eigentlich fast alles schon gibt, ja noch nicht existiert.“ Herr Peik lacht und sagt: „Gut. Und ich werde dann als Rentnerbibliothekar die Ausleihe organisieren.“ Dann fragt er, wann unser Buch mit den Beiträgen der sieben „Schreiberlinge“ fertig sein wird.

„Wahrscheinlich dauert das.“

Zur nächsten Werkstatt bringt die Küchenfrau schon im Heim gebackene Lebkuchen. Wegen der Stimmung für

die Weihnachtsmannbriefe stoßen wir das eingeführte Reglement wieder um. Zuerst Lebkuchenessen, dann Vorlesen. Robby hat Wort gehalten. Er hat einen Brief geschrieben. Liest: „...wieder Strom hat ...“ Und stockt, wie schon gesagt, mitten in seinem Satz. Weint laut. Und plötzlich ist Stille in der Runde. Keiner quatscht wie vorher dazwischen, keiner streitet, niemand spielt mit seinem Handy. Stattdessen Solidarität mit dem Kleinsten. Tränen und Kummer wirken allemal emotionaler als das Vorlesen von unbekanntem Texten der Nachbarin.

Nachdem Marie den Kleinen eine viertel Stunde im Arm gehalten und getröstet hat (die anderen verbessern inzwischen still ihre Texte), sagt sie, dass sie als nächste lesen will.

„Ich muss dann mal weg!“

„Wohin?“

„Meine Wäsche waschen!“

**Marie:** „Lieber Weihnachtsmann, ich weiß echt nicht, ob ich überhaupt noch an dich glauben soll. Denn du hast mir meinen allergrößten Kindheitswunsch bis heute nicht einmal erfüllt. Denn das, was ich mir wünsche ist, dass meine Familie über die Trauer hinweg kommt, denn mein Opa ist vor ungefähr 3 Wochen an seiner schlimmen Krankheit gestorben. Das war ein herber Schicksalsschlag für uns alle. Dennoch sage ich mir selbst: Das Leben geht weiter, auch wenn es manchmal sehr, sehr schwer ist. Mein zweiter Wunsch ist, dass sich die Beziehung zu meinen Eltern verbessert. Denn man weiß, dass die Zeit wieder kommt, wo

man sie verabschieden muss, die Eltern. Aber ich liebe es immer wieder, ins Heim zu kommen, denn hier habe ich meine Freunde, mein Leben, einfach alles. Natürlich ist nicht jeder Mensch hier perfekt, aber wer ist das schon. Dies sind die einzigen beiden Wünsche, die ich habe. Und natürlich hoffe und wünsche ich mir, dass diese erfüllt werden. Denn nichts ist mir lieber als meine Familie. Ich bin die Marie, 16 Jahre, aus Benshausen.“

**Martin:** „Lieber Weihnachtsmann, ich wünsche mir von dir, dass meine Oma noch lange lebt. Ich wünsche mir von Herzen von dir, Weihnachtsmann, dass meine Oma wieder gesund wird. Mein größter Weihnachtswunsch ist, mit Oma Weihnachten zu verbringen. Mein anderer Weihnachtswunsch ist einen Rucksack vom FC Bayern München und einen Gutschein vom Media-Markt. Ich habe noch eine Schwester, die mir sehr hilft und mich auch mal tröstet, wenn ich traurig bin. Sie heißt Carolin und ist 18 Jahre alt und wünscht sich ein T-Shirt von FC Bayern München. Sie macht mich immer fröhlich. Also Weihnachtsmann, ich würde mich sehr freuen, wenn du mir das gibst. Ich lebe seit 7 Jahren im Kinderheim und muss echt sagen, Herr Peik (der Heimleiter) war immer nett bis er ging.“

**Xenia:** „Mein lieber Weihnachtsmann, ich will dir sagen, dass ich nicht alles bekam, was ich wollte. Ist auch besser so. Aber meinen Wunsch für dieses Jahr, kann man nicht mit Geld erfüllen. Das ist, dass meine Familie und die, die ich gern habe, gesund bleiben. Dass meine Geschwister viele Freunde finden und meine Eltern eine gute Arbeit.“

Du kannst doch so viel, kannst du auch die Zickerei im Heim beenden? Ich weiß, dass sich nicht alle verstehen können, aber wenn du es ein wenig eindämmen könntest, wäre das echt toll. Liebe Grüße Xenia.“

**Nancy:** „Lieber Weihnachtsmann, ich wünsche mir von dir, dass meine Oma, die vor drei Wochen gestorben ist, da, wo sie jetzt ist, auch glücklich ist. Meine Familie, das sind Mama, Papa und meine vier Geschwister, sie sollten endlich wieder zusammenhalten, obwohl meine Mama und mein Papa getrennt sind und sich streiten, wer die Kinder bekommt. Mein größter Wunsch ist es, dass ich meine Mutter wiedersehe nach knapp vier Jahren und dass sie mich wieder lieb hat. Meine Freunde sollen glücklich und gesund bleiben. Mein Herzenswunsch ist es, meine beste Freundin nicht zu verlieren und mit ihr nicht mehr zu streiten. Nancy, 15 Jahre, aus Benshausen“.

**Michi:** „Lieber Weihnachtsmann, ich wünsche mir, dass meine Gruppe 2 gesund und munter bleibt. Herr Paulen, Frank Wagner, Frau Dietzsch, Frau von Nordheim und Frau Heiner sollen mit uns nicht mehr so viel Stress haben. Meine beste Freundin ist Nancy. Ihr wünsche ich, dass wir im Leben immer Freunde bleiben. Ich wünsche mir eigentlich ein schönes Handy mit einer Speicherkarte, weil ich gern mit meinen Freunden telefonieren und Musik hören möchte. Wenn noch Geld übrig bleibt, würde ich gern einen schönen Fußball haben. Ich würde auch mein restliches Taschengeld dazu legen. Noch schöne Weihnachtswochen von Michi.“

Martin hatte bei der letzten Werkstatt im Namen aller verlangt, dass auch der Autor einen Brief an den Weihnachtsmann schreibt. „Selbst wenn Sie nicht mehr an ihn glauben.“ Der Autor sollte aber nicht nur seine Wünsche notieren. „Sie müssen auch darüber schreiben, wie es in ihrer Kinderzeit mit dem Weihnachtsmann war.“

Und am Anfang der nächsten Werkstatt will Nancy wissen, ob der Autor „seine Hausaufgabe erledigt hat“.

Der nickt. (Und überlegt, ob er nicht zu sehr nachgibt, um das Vertrauen und die Mitarbeit der Sieben zu befördern?)

Doch er weigert sich, seinen Text jetzt schon vorzulesen.

Protest: „Wenn Sie ihn gleich vorlesen, könnten wir unsere Briefe noch verändern und sie so ähnlich wie Sie als Autor, der das ja beherrschen muss, schreiben.“

Der Autor verlangt, dass niemand während der Zeit der Werkstatt etwas nachmacht. „Vom Nachmachen entsteht nichts Eigenes.“ Vorlesen wird er. Aber erst als Letzter der Gruppe zur öffentlichen Weihnachtsveranstaltung. Am Ende der Werkstatt noch demokratische, schwierige Abstimmung über die Reihenfolge. Alle außer Robby, dessen Brief Marie vorträgt, wollen zur Feier zuerst lesen.

Der Saal im Heim reicht nicht aus. Etwa 30 Leute stehen. Die „Schreiberlinge“ treten schon beim Märchenspiel, im Chor, bei dem Trommlern und den Musikanten auf. Danach lesen sie ihre Texte und erhalten viel Beifall.

Die neue Heimleiterin Kathrin Langanke lobt die ersten „literarischen Zeugnisse unserer Nachwuchsautoren.“

Der abschließende Wunschbrief des Autors sei hier angefügt, denn er ist auch ein Dankeschön für die Arbeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kinderheims.

„Lieber Weihnachtsmann, ich möchte mich nun endlich für meine Untat, die ich 1946 als Fünfjähriger begangen habe und nach der ich nicht mehr an dich glauben konnte, entschuldigen. Denn heute glaube ich wieder an dich, lieber Weihnachtsmann. Du warst damals mit einer sehr großen Rute und einem schlaff auf dem Rücken hängenden Sack in unsere kleine Küche gestieft. In der Küche war es warm und roch es wundervoll. Die Mutter hatte aus dem Kürbis, den wir im Garten geerntet hatten, die Kerne heraus gepolkt, getrocknet und geröstet. ‚So schmecken Erdnüsse‘, verkündete sie. Wir hatten noch nie Erdnüsse gesehen, geschweige denn gegessen. Außerdem hatte sie für diesen Heiligen Abend Mehl und ein wenig Speck aufgespart, daraus einen Brei gekocht, den sie mit Majoran und Zwiebeln aus dem Garten würzte, uns auf das Brot schmierte und stolz sagte: ‚So schmecken Schmalzbemmen!‘ Doch dann geschah das Malheur mit dir, lieber Weihnachtsmann. Du hattest deine Hose, damit sie nicht herunterrutschen konnte, mit einem Bund Stroh über die Hüfte festgebunden. Heute weiß ich, dass Vater nur einen einzigen Gürtel, einen Soldatengürtel besaß und immer trug. Daran hätte jeder den Weihnachtsmann sofort als unseren Vater enttarnt. Zuerst musste ich, ‚Lieber guter Weihnachtsmann, schau mich nicht so böse an, stecke deine Rute ein, ich will auch immer artig sein ...‘, aufsagen. Doch als ich nicht zugab, dass ich

zweimal auf den Küchenstuhl gestiegen war und vom Zucker, der im obersten Fach vom Küchenschrank versteckt war, genascht hatte, brummte er nur: ‚Warte Bürschle‘, und verprügelte mich mit der Rute. Heulend und ‚Ich werde es nie wieder tun‘ schreiend klammerte ich mich an seinen Strohbundgürtel. Der riss. Die Hose fiel herunter und zum Vorschein kam Vaters graue, von Mutter mit blauen Stoffresten geflickte Unterhose, die jeder kannte. Da wusste ich Bescheid. Und danach ist der Weihnachtsmann nie mehr in unsere Küche gekommen. Er hat nur noch mit der Rute ans Fenster gepocht und die Geschenke vor die Haustür gelegt. Dafür will ich mich nun, lieber Weihnachtsmann, endlich entschuldigen und dir noch einmal sagen, dass ich inzwischen wieder glaube, dass es dich gibt! Weshalb? Weil dein kleiner Schwindel, noch dazu einer, mit dem du andere froh machst, heutzutage in unserer Welt des großen Schwindels, in der großer Betrug und große Lügen zum normalen Alltag gehören, überhaupt kein Schwindel mehr ist. Inzwischen heucheln Politiker ihre Liebe zum Frieden in der christlichen Weihnachtszeit und geben gleichzeitig den Befehl, dass durch ferngesteuerte Waffen auch unschuldige Menschen wie bei einem Computerspiel getötet werden. In dieser Zeit der gewöhnlichen großen Lügen, glaube ich, lieber Weihnachtsmann, wieder an dich. Denn du machst das, was wir in unserer Welt so lebensnötig brauchen: Geben ohne dabei nur an den eigenen Vorteil, den eigenen Gewinn, zu denken! Deine Geschenke, deine Worte und auch die kindliche Vorstellung und die Hoffnung, dass

es dich gibt, sind ehrliche Gaben. Gaben, die inzwischen viele Menschen nicht nur wie du am Heiligen Abend, sondern das ganze Jahr über verschenken: Hilfe und Fürsorge und Freude für andere. Oder wie es all die Fleißigen hier im Kinderheim Tag für Tag tun: Leben für und mit den Kindern. Und auch deshalb glaube ich wieder an dich, lieber Weihnachtsmann. Denn du bist inzwischen für mich nicht nur eine Person, sondern viele.

Deshalb wünsche ich mir in diesem Brief an dich, lieber Weihnachtsmann: Erstens: Viele Geschenke für die Kinder hier im Heim und zweitens dass, wenn es möglich wäre, noch mehr Menschen dafür leben und arbeiten, damit auf der Erde kein Kind ohne Dach, ohne Schule, ohne Brot, ohne Wasser und ohne Liebe darben muss.“

Die hiesige Zeitung schreibt über die Weihnachtsveranstaltung im Kinderheim unter anderem: „Die sehr ausdrucksvoll vorgetragenen Briefe der Kinder an den Weihnachtsmann ... machten den Anwesenden die Herzen warm ...“

Ein Ansporn für die verbleibenden zwölf Werkstätten? Auch die Leiterin des Heimes, Kathrin Langanke (Dipl.-Pädagogin und seit 8 Jahren im Kinderheim), räumt ihr Chefzimmer regelmäßig für die Schreibwerkstätten. Und auch 2014 bringt die Küchenfrau Kuchen und Getränke. Aber sonst ist fast alles anders, als in der Vorweihnachtszeit, denn der „Ernst des Geschichtenschreibens“ wird jetzt beginnen. Zuerst die Suche nach interessanten Themen, die sich jeder ausdenken und daraus seine Buchgeschichte schreiben soll. Aber einige der Sieben sehen das nicht als

freiwillige Sache, sondern zwanghaft als sollten sie in der Schule einen Aufsatz verfassen.

Autor und Projektmanagerin versuchen durch kleine Übungen das Gefühl für Phantasie und Logik in einer Geschichte zu entwickeln. (zum Beispiel sich jeweils eine Person, einen Ort und einen Gegenstand auszuwählen, die einem sehr wichtig sind und daraus eine kleine Geschichte oder Begebenheit schreiben.). Das gleiche mit von allen ausgesuchten sechs Wörtern: Balkon, Wolf, Schloss, Axt, Familie und Nacht.

Es zeigt sich dabei nicht nur der unterschiedliche Bildungsstand (auch wegen des Alters), sondern auch die Fähigkeit der sieben Kinder, sich zu konzentrieren und ihre Lust oder Unlust Schreibaufgaben zu erledigen. Auffällig ist auch, dass sie als Namen für die Personen ihrer Übungsgeschichten oft die der Schreibgruppe bzw. auch die des Autors und der Projektmanagerin verwendet. (Beim Vorlesen dann statt ernsthafter Arbeit am Text Jauchzen über den Text.)

Aber bei ihren kleinen Drei-Wort-Geschichten sind Rückschlüsse auf die Hobbys, die Menschen, die sie mögen, ihre Berufswünsche und anderes Persönliche möglich.

**Michi** wählte Manuel Neuer, Stadion und Fußball.

„Wie so oft bin ich ins Stadion gegangen und habe mit Freunden und Freundinnen Fußball gespielt. Ich hatte mein FC Bayern-Trikot an. Alles war wie immer. Um 18 Uhr mussten wir wieder zu Hause sein. Aber am Sonntag trafen wir uns alle um 13 Uhr wieder am Stadion. Mitten im Spiel



erschrecken wir, weil wir plötzlich Manuel Neuer sahen. Er war kein Geist und wir fragten ihn, ob wir ein Autogramm bekommen. Da hat er gesagt: Von mir aus. Und hat uns allen ein Autogramm auf unsere FC Bayern-Trikots drauf geschrieben. Ende.“

**Martin** wählte: ein kleiner Junge, München und (als Gegenstand) Arbeit.

„Es war einmal ein kleiner Junge, er hieß Gustave. Er war sehr nett. Eines Tages wollte er sich einen Beruf suchen. Er war sehr gut in der Schule. Er hat die 10. Klasse geschafft. Gustave hat nach 4 Jahren Suche endlich einen Beruf gefunden. Er wurde Lokführer. Einmal durfte er bis nach München fahren. Aber nach 20 Jahren Arbeit wurde er schwer krank. Er hatte Krebs, Brustkrebs. Aber dann war es soweit, Gustave ist gestorben. Ende.“ (Auch hier spürt man wieder Martins größten Kummer: die Erkrankung seiner Oma an Brustkrebs und seinen größten Wunsch: Lokführer zu werden.)

**Robby** wählte Opa, Schrank und China.

„In China lebte ein Opa. Er heißt Landolf. Er hatte nur einen Schrank im Haus. Dort drin hat er sich versteckt, weil ein Monster kam und ihn essen wollte. Er suchte sein Schwert. Im Schrank war keins. Dann erinnerte er sich, dass er ein Schwert in der Jacke hat. Als ihm das einfiel, stand das Monster schon vor dem Schrank. Der Opa öffnete ganz leise die Tür. Der Opa ist raus gekommen und hat das Monster zu Fleisch zerschlagen und der Opa hat gewonnen. Ende.“

**Marie** schrieb über eine „saumaßen gute Freundin“, Handy und eine Insel.

„Meine Geschichte: Ich finde, dass man im Leben immer Freunde braucht, jedoch gibt es im Leben nur eine beste Freundin bzw. einen besten Freund. Meine beste Freundin ist die Nancy. Denn egal, was ist, sie muntert mich in guten wie in schlechten Zeiten auf. Mein liebster Gegenstand ist mein Handy, denn durch das Handy kann ich mit meinen Freunden simsen, die weiter weg wohnen und die ich vermisse. Natürlich könnte ich auch mit meiner Familie telefonieren. Dem Erfinder danke ich richtig für die Erfindung des Handys. Aber mein allerliebster Wunsch wäre eine Insel, auf der ich alleine lebe. Denn da habe ich meine Ruhe und erlebe viel. Ende.“

**Gini** wählte folgende drei Begriffe: Martin, das Innere der Glaskugel und Hammer.

„Es war ein neues Jahr und der alte Weihnachtsbaum am Markt hatte fast alle seine Kugeln verloren, die die Kinder des Dorfes zur gläsernen Nacht an ihm aufgehängt hatten. Martin stand vor einer sehr großen silbernen Kugel. In seiner Hand hielt er einen Hammer. Er hielt den Griff ganz fest und holte aus, denn er wollte die größte Kugel, die noch daran hing, zerstören. Doch da hörte er etwas. Es war die Stimme eines Mädchens, die aus dem Inneren der Kugel zu ihm sprach. ‚Wieso?‘, fragte die Stimme Martin. Er ließ vor Schreck den Hammer fallen. Was war das, dachte er? Aber ist denn das möglich? Auf der verspiegelten Seite, wo das Licht darauf fiel, sah Martin das Gesicht des Mädchens.“

Und nochmal fragte es: ‚Wieso?‘ Ja, wieso wollte Martin die Kugel zerschlagen? Wieso wollte er dieses schöne Werk aus Glas zerstören? Als er sich wieder besann, war das Mädchen verschwunden. War es nur eine Einbildung? Er nahm die Kugel – weshalb auch immer – mit nach Hause, legte sie auf seinen Küchentisch. Dann ging er in sein Bett und schlief ein. Als Martin am nächsten Morgen die Kugel ansah, war sie nicht mehr silbern, sondern bemalt mit einer winterlichen Stadt auf deren Marktplatz der großen Weihnachtsbaum stand. Und er begriff nicht, was er da sah. In der Nacht hatte es einen großen Sturm gegeben, so groß, dass der Baum auf dem Markt umfiel und alle Glaskugeln zerbrachen. Nur eine war noch ganz, und zwar die Kugel mit dem Mädchen.“

**Xenia** schrieb über: ABF (allerbeste Freundin), Schlüssel und Himmel.

„Ich sitze auf einer Wiese und schaue in den Himmel, er ist strahlend blau. Ich habe nur ein T-Shirt und eine kurze Hose an. Es ist sehr heiß. Alles blüht, auch der Kirschbaum hinter mir. Neben mir plätschert ein kleiner Bach und Schmetterlinge fliegen umher. Ich drehe mich. An meinem Arm klappert es, und ich sehe den Schlüssel am Armband. Mini, meine allerbeste Freundin, hat ihn mir geschenkt. Ich denke an den Moment zurück. Sie legte mir die Kette um. ‚Das ist der Schlüssel zu meinem Herzen! Du darfst ihn niemals verlieren!‘ Ich nickte. ‚Ich passe auf.‘ Damals versprachen wir uns, dass wir später zusammenziehen werden. Ich musste grinsen. Meine Gedanken flogen mit dem Wind

und den Kirschblüten umher. Noch immer wollte ich einmal fliegen und frei sein wie ein Vogel im Himmel.“ Ähnlich wie die drei Begriffe, die sie sich ausgesucht haben, sind ihre Vorstellungen, worüber ihre „Buchgeschichten“ handeln werden. Gini will eine Horrorgeschichte verfassen oder über ein zweites Leben in dem Inneren einer Glaskugel schreiben. Marie möchte über ihre guten, aber vor allen Dingen ihre schlechten Erlebnisse berichten, zum Beispiel über Freunde, von denen sie enttäuscht worden ist. Michi erzählt von einer Geschichte, die auf dem Fußballplatz handelt, Nancy möchte eine Phantasie- oder Tiergeschichte schreiben. Xenia will auch über Erlebtes und schöne Augenblicke berichten. Der kleine Robby wird ein Märchen schreiben und Martin sagt, dass er sich eine Geschichte über die Reisen des Herrn Martin ausdenken will.

Am Ende der Werkstatt Abstimmung, wer die beste „Drei-Wort-Geschichte“ verfasst hat. Marie erhält die meisten Punkte. Gini will im Gegensatz zu Michi, die große Schwierigkeiten beim Sprechen hat, aber mit der „Lies-Langsam Ermahnung“, die Texte immer zu Ende vorträgt, ihre Geschichte nicht lesen. Marie und Nancy schreien Gini an: „Wenn du hier nicht lesen willst, weshalb machst du überhaupt mit? Verschwinde am besten in dein Zimmer. In unserer Schreibgruppe hast du eigentlich nichts zu suchen!“ Gini schreit zurück: „Das geht euch einen Scheißdreck an, was ich hier mache. Seid selber Idioten!“

Der Autor haut zum ersten Mal mit der Faust auf den Tisch. Erst als alle für die nächste Werkstatt -ein Treffen in

seinem Waldhaus- Kuchenwünsche aufschreiben dürfen, wird es wieder ruhiger.

Bevor wir uns verabschieden, bringt Robby dem Autor einen Zettel. „Herr Scherzer, ich hatte so wenig für den Weihnachtsmann aufgeschrieben und es auch nicht vorlesen können. Jetzt habe ich geschrieben, wie es Weihnachten zu Hause war. Möchten Sie es lesen?“

Robby liest laut und froh: „Weihnachten durften wir sechs Kinder zu unserer Mutter nach Hause. Nur Anne und Stefan, mein ältester Bruder, waren nicht da. Aber wir anderen sechs Kinder saßen bei der Mutter zu Hause! Auch Weihnachten hatte sie keinen Strom. Wir haben nur bei Kerzenlicht gegessen. Am Weihnachtsbaum brannten die Kerzen. Wir hatten einen ganz kleinen. Im vorigen Jahr war der Weihnachtsbaum noch sehr viel größer. Abends mussten wir wieder im Heim sein, schlafen durften wir nicht bei der Mutter. Weil wir keinen Strom hatten haben wir eben Brot gegessen. Brot und Wurst dazu. Aber wir waren zusammen. Ende.“

„Das kannst du als deine Geschichte vielleicht ausführlich beschreiben“, schlägt der Autor vor.

“Nein, darüber schreibe ich nicht. Ich schreibe dir ein Märchen, ja?“

Erzieherin Julia bringt am Wochenende alle sieben „Schreibkinder“ zum Waldhaus des Autors. Außer Martin, der drei Stück Kuchen (Mandarinen, Streusel und Schokolade) haben möchte, bestellten die übrigen bescheiden

jeweils zwei Stück. Meist Johannisbeeren und Apfel. Dazu Kakao. Nach dem Essen und Begutachten der Wohnung, dem Ausflug von Nancy und Marie, um angeblich die Kühe im Tal zu füttern (in Wirklichkeit um ungesehen rauchen zu können), werden die Aufgaben für die nächsten Werkstätten geplant. Außer den kurzen Phantasiegeschichten sollen in der Werkstatt Interviews und Beschreiben des Partners, Lebensgeschichten, Berichte von guten und schlechten Tagen, das frühere Zuhause, angefertigt werden. Und im Mai ist ein Ausflug nach Erfurt in die Landesmedienanstalt vorgesehen. Dort können alle Texte einsprechen, sie gemeinsam aufnehmen, und eine Talk-Show aus dem Stegreif üben.

Beim nächsten Treffen in der Werkstatt sollen die „Sechswort-Geschichten“ (Wolf, Axt, Schloss, Balkon, Nacht, Familie) vorgelesen und erweitert werden. Einige haben sich wieder nur einen Ulk mit den Namen der Beteiligten an der Werkstatt daraus gemacht. Und manche schreiben noch vor dem Beginn der Werkstatt schnell ein paar Sätze auf.

**Michi:** „Ein Mann, er hieß Martin, lebte im Schloss, das riesengroß war und 7 Balkone hatte. In der Nacht geschah was Unheimliches. Der Mann Martin wurde auf einmal in einen Wolf verwandelt. Aber er wusste nicht, weshalb ihm das passieren musste, denn der Mann Martin hatte ja auch noch eine Familie mit zwei Kindern. Einen Jungen, der hieß Robert und war 6 Jahre alt und spielte gerne Fußball. Das Mädchen hieß Nancy und war 8 Jahre alt und hatte viele Hobbys. Zum Beispiel Fahrrad fahren, malen, basteln,

singen, tanzen und mit Freunden spielen. Martins Frau hieß Xenia. Sie waren schon 10 Jahre verheiratet. Xenias beste Freundin hieß Julia. Sie waren schon von klein an gute Freundinnen. Von der Julia waren die Eltern Ellen und Landolf und die waren gute Freunde von Martin. Sie wussten natürlich nicht, dass der Wolf Martin war und Landolf hat den Wolf Martin mit der Axt umgebracht. Herr Landolf hat sich, als er alles merkte, aus dem Staub gemacht und seine Frau und sein Kind allein gelassen.“

**Nancy:** „Es war einmal eine glückliche Familie in einem alten Schloss. Als die Familie in einer Nacht Geräusche hörte, dachten sie sich: Es war der Wind. Doch diese Geräusche wurden jede Nacht lauter. Als in einer Nacht der Vater Gejaule hört, nahm er die Axt aus seinem Zimmer und ging auf den Balkon. Und sah einen Wolf. Er ging hinunter. Da war der Wolf plötzlich weg. Am nächsten Morgen suchte die ganze Familie die Umgebung nach dem Wolf ab. Und als sie ihn gefunden hatten, bemerkten sie: Auch er hat eine Familie. Die Familie ging zurück in ihr Schloss und führte ein glückliches Leben. Doch jetzt wünschten sich die Kinder einen Wolf.“

**Robby:** „Am Schloss ist ein Balkon. Und in der Nacht läuft eine Familie aus dem Schloss heraus. Der Vater hat eine Axt in der Hand. Ein Wolf war hinter ihm her. Der Vater hat ihn erschlagen. In der gleichen Nacht ist das Schloss eingestürzt.“

**Martin:** „Es geschah in einem Schloss, an dem sich ein großer Balkon befand. Neben dem Schloss war ein Wald

in dem ein Wolf lebte. Der Wolf klettert eines Nachts, um auf den Balkon, zu gucken auf einen Baum. Und fiel herunter. In dem Schloss gab es eine kleine Familie. Die Eltern und einen Jungen, der hieß Landolf. Das Mädchen hieß Ellen. Landolf ging eines Tages zu Ellen um sie zu ärgern. Aber Ellen hatte eine Axt. Sie schlug die Axt auf Landolf. Er fiel tot um und war eingeschlafen. Sie warf ihn aus dem Fenster. Am nächsten Tag machte Ellen eine Disco. Aber die Eltern fragten sie, wo Landolf ist. Ellen sagte: Er ist weggelaufen.“

**Marie:** „Mitten in der Nacht auf einem Balkon stand ein Mädchen und sah auf den Hof des Schlosses. Dort trainierte der Vater mit dem Sohn, er musste den Umgang mit der Axt erlernen. Das Mädchen fragte die Mutter: ‚Mutter, wann ist das Training beendet?‘ Die sagte nichts, aber ein weißer Wolf kam angelaufen. Er war der Aufpasser von Vater und Sohn und stets an ihrer Seite.“

**Xenia:** „Es war mitten in der Nacht, als ich die Augen aufschlug, mir war kalt und mein Körper zitterte. Ich war mitten im Wald eingeschlafen. Das Problem dabei: Ich hatte keine Ahnung wo ich war. Schnell stand ich auf und lief ein Stück. Dann dachte ich: Meine Familie macht sich bestimmt Sorgen. Ich sollte mich beeilen. Unser Vater hatte uns zum Holzholen mitgenommen und auch wir durften mal seine Axt nehmen. Dann haben wir noch gespielt und ich bin beim Verstecken bestimmt eingeschlafen. In Panik lief ich weiter. Aber ich merkte nicht, dass ich keine Ahnung hatte, wohin ich lief. Ich setzte mich und starrte auf einen

Fleck. Etwas knackte, ich schreckte auf, weil jemand knurrte. Als das Tier nah genug war, erkannte ich einen Wolf. Er stupste mich an und führte mich. Als ich dachte, ich wäre zu müde zum Weiterlaufen, sah ich die Lichter vom Schloss und meine Eltern standen auf dem Balkon. Ich rief nach ihnen und sie kamen. Alle freuten sich und als ich ihnen den Wolf zeigen wollte, war er weg.“

**Gini:** „In einem Schloss lebte einst das Geschwisterpaar der Orlowkis. Im gräflichen Wappen ihres Hauses war ein Wolf abgebildet. Ein edles Geschöpf. Es war eine Herrlichkeit, der Wolf. Die Orlowkis, Paul und Gabi, waren geschickte Kämpfer mit der Axt, mit dem Schwert und dem Bogen. Sie streiften auch in der Nacht durch die Wälder. Die Familie der Greiner, die eine Burg im Inneren des Waldes besaßen, waren gute Freunde von ihnen. Eines schönen Tages lud Greiner Lars Fetten und Roberts Greiner König der Rosenburg die Orlowkis zu einem Feste. Es sollte nach vielen Monden ein Wiedersehen zwischen den Königen und Grafen geben. Schon als Kinder spielten sie zusammen. Graf Robert Greiner war ein Mann, dem die Kunst der Musik noch besonders lieb war. Also entschlossen sie sich, alle Barden des Landes einzuladen. Die Orlowkis waren schon sehr gespannt, denn auch sie liebten die Musik. In einer Vollmondnacht ritten die Könige Paul und Gabi zur Rosenburg nahe dem Wald auf einer saftigen Heide, die vom Wald umgeben war. Nur die besten Barden kamen zum Ball. Wie Konstantin von Kockt und Jo Nielsen von Beck oder Matt Weihen. Das Fest war so gelungen, dass die

Könige und Grafen beschlossen, jedes Jahr wieder die Barden des Landes zum ersten Sonnenvollmond des Sommers, wenn die Wölfe heulen, zu versammeln.“

Auch **Julia**, die Erzieherin, übt für ihre Buchgeschichte in der sie über ihren ersten Tag im Heim schreiben will. Die „Sechs-Wort-Geschichte“ nutzt sie für eine, wie sie sagt, „erzieherische Episode“: „Mariechen, die kleine Prinzessin, stritt mal wieder mit Freddy, ihrem Bruder um den Kuschelwolf. Das Kuscheltier war ein kleiner Hund mit ganz weichem Fell. Er trug den Namen Wolf. Diesen hatte Freddy letztes Jahr zu Weihnachten bekommen und Mariechen nur ein blödes Spielschloss. Dabei hatten sie doch Kuscheltiere viel lieber. Ihre Mutter fand das Spielschloss aber so toll, weil es sogar einen Balkon hatte. Doch was hatte Mariechen davon, wenn Mutter es toll fand und sie nicht? Mariechen hatte die Idee, dass, wenn ihr Schloss kaputt war, sie vielleicht auch so ein wunderbar weiches kuschliges Kuscheltier bekam. Also schlich sie sich eines Nachts in Vaters Schuppen und holte die Axt, die Vater erst neu gekauft hatte. Sie ging zurück in ihr Zimmer, stellte sich vor das blöde Spielschloss und holte weit aus. Als die Axt aufschlug, war nicht nur das Schloss kaputt, auch der Boden unter dem Schloss hatte einen riesengroßen Riss. Ihre Eltern schliefen genau darunter. Oh, oh, ob sie jetzt noch ein Kuscheltier bekommt?“

Das Interesse am Geschichten erfinden und dem Beschreiben ist bei den sieben Teilnehmern der Werkstatt

so unterschiedlich ausgeprägt, dass es nicht möglich ist, die alte Konzeption, wie sie für die „Autorenpatenschaft“ zuvor als Trockenübung geplant war, zu verwirklichen. Angedacht war: „Die Kinder beschäftigen sich unter Anleitung des Autors mit dokumentarischer Protokollliteratur, d.h. mit Texten von Personen (auch von Kindern) die dokumentarisch über ihr Leben Auskunft geben. Dazu theoretische und praktische Anleitung wie man Erlebtes dokumentarisch literarisch ‚zu Protokoll gibt‘. Nach dieser Vorbereitung dann die eigentliche Aufgabenstellung: Die Heimkinder erzählen und schreiben über ihr Leben. Weshalb lebe ich hier im Heim und nicht bei meinen Eltern? Was war früher mein zu Hause? Welche Konflikte gab es dort? Wie lebe ich hier? Was erwarte ich von meinem Leben hier? Was von meiner Zukunft? In Werkstätten und Einzelgesprächen werden dokumentarische Protokolle erarbeitet (u.a. auch Ortsbesichtigung in der früheren Heimat der Kinder, Schilderung der dortigen Umgebung usw.) Dabei sollen die Blicke der Kinder u.a. auf Details die wichtig sind gelenkt werden. Am Ende dieser dokumentarischen Arbeit haben alle Kinder Protokolle ihres Lebens verfasst. Danach beginnen Werkstätten in denen der Autor den Kindern die Unterschiede von dokumentarischer und fiktiver Literatur an Lesebeispielen erläutert. Sie werden anschließend selbst fiktive Geschichten aus ihren dokumentarischen Protokollen ‚erfinden‘. Diese fiktiven Geschichten sind letztlich die Zielstellung des Projekts. Sie werden im September 2014 im Rahmen einer öffentlichen Abschlussveranstaltung in der Stadt- und Kreisbiblio-

thek Zella-Mehlis von den Kindern vorgetragen. (Und könnten die Grundlage für ein ‚Lebens-Geschichten-Buch‘ des Heimes werden).“

Der Plan wird „revidiert“. In der Konzeption steht nun: „Bereits nach den ersten Werkstätten ist klar, dass die vorab ohne konkrete Kenntnisse über die teilnehmenden Heimkinder erarbeitete Konzeption nur teilweise umgesetzt werden kann. Zu unterschiedlich ist die Alterszusammensetzung der Teilnehmer (8 bis 17 Jahre), das schulische Niveau (Hauptschüler bis Gymnasiasten) und das soziale Umfeld ihrer Kindheit. Dementsprechend waren auch die ersten schriftlichen Reaktionen der Kinder auf diese Situationen (von liebevollen fürsorglichen Wünschen für Großeltern bis zu Todeswünschen für prügelnde Mutter). Also muss der theoretische Teil (z.B. das Erlernen der differenzierten Genremerkmale von dokumentarischer Protokollliteratur, das Überleiten von dokumentarischer Literatur in fiktive Literatur u.a.) auf das Wesentliche beschränkt werden. Wichtiger sind Vertrauensbildung und Öffnung der Werkstatteilnehmer, Förderung ihres Selbstbewusstseins beim Schreiben und gemeinsames Analysieren von Texten. Also Lust auf Schreiben und Lesen wecken und befördern. Das Ziel der Autorenpatenschaft, das Verfassen von Geschichten, die öffentlich vorgetragen bzw. in einem ‚Heimbuch‘ gedruckt werden können, bleibt das Hauptanliegen. Die Kinder sollen stolz auf das von ihnen Geschriebene werden.“

E. B. verteilt einen Stapel von Jugendbüchern. Jeder darf

sich als Geschenk zwei aussuchen. Eines davon sollte rezensiert werden. Rezensionsbeispiele von anderen Kindern werden besprochen. Danach lesen alle die ersten Sätze ihres ausgewählten Buches vor und sagen, ob sie diese Sätze anregen, das Buch weiterzulesen. Wenn ja, weshalb? Wenn nicht, weshalb nicht? In den Rezensionen sollten folgende Fragen beantwortet werden:

Habe ich das Buch bis zu Ende gelesen? Weshalb habe ich es nicht bis zu Ende gelesen? Welche Personen kommen darin vor? Was tun sie? Wovon handelt das Buch? Was hat mir besonders gefallen? Was hat mir nicht gefallen? Und als letztes: Hätte ich die Geschichte auch so geschrieben? Oder hätte ich sie anders geschrieben? Wie anders?

Alle notieren die Fragen brav in ihre Hefte.

Am Ende der Werkstatt bittet die Heimleiterin den Autor kurz auf den Gang und fragt ihn, ob es genau wie bei Filmen auch eine Jugendfreigabe, also eine FSK für Bücher gibt. Beispielsweise FSK ab 18? Sie zeigt ihm ein Buch, das Gini im Heim liest und auch anderen gegeben hat. Auf der Rückseite steht sinngemäß, dass der Verfasser der führende Autor von Extrem-Horror ist. „Seine Werke enthalten überzogene Darstellungen u.a. von sexueller Gewalt, die nur für Leser über 18 Jahren ...“ Der Autor beruhigt die Heimleiterin: „Das ist nur ein Werbetrick.“ Dann blättert er darin und versteht die Sorgen der Heimleiterin.

Die Fragen für die Rezension der Bücher waren wohl viel zu ausführlich und die Antworten darauf also auch zu langwierig. Die meisten Rezensionen der Kinder bleiben

bei den allgemeinen Feststellungen: Das Buch ist gut, es ist spannend, es ist interessant. Es handelt von einem Drachen, einem Jungen usw. Es kommen folgende Personen darin vor. Ausführlicher sind die Werkstattgespräche zu den Geschichten, die die Kinder nun selbst schreiben. Marie begründet den Unterschied zwischen Schreiben und Sprechen: „Schreiben ist Arbeit und Erzählen macht uns Spaß.“ Marie möchte ihre persönliche Geschichte über Liebe, die Eltern, das Leben im Heim und das Sich-Selbst-Finden von der Geburt bis heute als Lebenslauf aufschreiben. Xenia und Gini widersprechen: Nein, kein chronologischer Lebenslauf! Besser wäre es, die Geschichte vom Heute aus zu erzählen. Sie könnte von einer schlimmen Situation wie Liebeskummer oder einer andere Traurigkeit ausgehen und sich dabei an Begebenheiten aus ihrer Vergangenheit erinnern.

Nancy will über die Wünsche schreiben, die sie als Kind für ihre Zukunft hatte („Wenn ich mal groß bin“). Sie sollte die Zukunft aber nicht nur anhand der Kinderwünsche aufzählen, sondern diese Wünsche genau beschreiben. „So wie man als Kind vom Erwachsensein träumt“. Alle bezweifeln, ob sie das jetzt noch kann.

Robby hat sein Märchen von einem Jungen, der von einer Hexe in einen Vogel verwandelt wird, fast schon fertig geschrieben. Er liest sie uns vor.

„Es war einmal ein Junge, er hieß Flori. Er wohnte mit einer Katze ganz allein in einem Haus im Wald. Die Katze hieß Mautzi. Er ging in den Wald um Beeren zu suchen

und er kam an ein Haus. Dort wohnte eine Hexe. Der Junge ging in das Haus, da hat die Hexe ihn in ein Vöglein verwandelt. Dann wollte auch die Hexe in den Wald um Beeren zu suchen. Das Vöglein (der Junge) flog der Hexe hinterher und beobachtete die Hexe, wie sie einen Schatz verstecken wollte. Da war die Hexe ganz erschrocken. Sie eilte schnell zu ihrem Häuschen. Aber auch das Vöglein flog schnell hinterher und sperrte die Hexe in einen Käfig. Dort wirst du bleiben, bist du mir den Zauberspruch verraten hast. Die Hexe erzählte Flori schnell den Spruch und dachte, jetzt bin ich frei. Aber Flori machte den Käfig nicht wieder auf. Die Hexe war nun für immer eingesperrt. Das Vöglein verwandelte sich schnell wieder zurück und wurde wieder Flori. Wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.“

Das Grundgerüst für das Märchen stimmt. Aber es sollte noch mit vielen Einzelheiten verkleidet werden.

Gini möchte in Zeitrafferbildern ihre Punk- und Metal Truppe in Lauscha beschreiben: die Erlebnisse eines halben Tages oder einer halben Nacht. Wer sich trifft und was man miteinander tut. Die anderen fragen, ob das für eine Geschichte reicht. Sie erinnern an die Idee mit der großen Glaskugel an der Lauschaer Weihnachtstanne, in der sich viele verschiedene Bilder und Landschaften befinden. Doch Gini wehrt sich, diese Kugelgeschichte weiter zu schreiben. Sie möchte von ihrer Clique erzählen und dazu eventuell Bilder zeichnen.

Michi, die begeisterte Fußballspielerin („Auch deswegen

stritt ich mich manchmal mit der kleinen Schwester und den Pflegeeltern und wurde wegen der Streitereien von ihnen ins Heim geschickt.“), will über zwei Mädchen schreiben, die in einer Fußballmannschaft spielen und nach ihrem Versagen im Entscheidungsmatch auf eine einsame Insel fliehen, wo es nur Eingeborene und einen Elefanten gibt. Xenia möchte eine phantastische Geschichte schreiben. Etwa so: Eine „verzogene Göre“ kommt zurück zu ihrem Vater. Der versucht vergeblich, sie zu einem „anständigen Kind“ zu erziehen. Das finden alle cool. Xenia sagt, dass sie es aber besser nicht in der Ich-Form schreibt, sondern aus der Sicht einer Nachbarin der Familie, die alles beobachtet hat.

Danach fragt sie, ob sie in der Werkstatt vielleicht auch ihre Gedichte vorlesen kann. Der Autor nickt, ist aber nicht glücklich bei dem Gedanken an die Beurteilung von Gedichten.

Martin will in seiner Geschichte einen phantastischen Traum beschreiben. Er spielt Fußball mit Bayern München. Seinen zweiten großen Wunsch, mit 18 Lokführer zu werden, will er nur am Anfang erwähnen. Und zum Autor gewandt: „Das sage ich nur zu Ihnen, Herr Scherzer. Ich möchte einmal mit dem ICE fahren – und vielleicht bis Bremen hinauf ...“

Die Überschrift für seine Geschichte hat er schon: „Herr Martin Schmuck geht auf eine große Reise“.

Die Reise führt ihn vom See vor dem Supermarkt, wo ihn eine Frau ins Wasser lockt, bis zum Piratenschiff, auf dem



er gefangen wird, gegen die Piraten kämpft und endlich wieder an Land von der „Seefrau“, die zaubern kann, in einen Spieler des FC Bayern München verwandelt wird. Alle erzählen ihre Geschichte sehr phantasievoll und bildhaft. „Nur zum Aufschreiben haben wir keine Lust und keine Zeit. Die vielen Schulaufgaben ...“, sagt Michi.

Vorschlag des Autors: die Geschichten erzählen, auf Band sprechen und dann abschreiben.

Verabredung mit Martin, Robby und Marie zu Tonbandaufnahmen. Und dabei erfährt der Autor viel von dem, was die Kinder bisher weder aufgeschrieben noch in der Werkstatt erzählt haben.

In Martins Zimmer hängt über seinem Tisch ein großes buntes Bild aus einer Illustrierten: ein Zug, der durch eine Berglandschaft fährt.

„Als ich 5 Jahre alt war und meine Familie kein Auto mehr hatte, machte ich zusammen mit meiner Mutter, meiner Schwester und meinem Pat Heinz eine Fahrt mit der Eisenbahn. In Meiningen auf dem Bahnhof sah ich zum ersten Mal einen Zug. Ich hatte große Angst und fragte meine Mutter immer: ‚Was ist das Mama? Was ist das Mama?‘ Sie sagte, dass sie jetzt keine Zeit hat, mir das zu erklären. Ich sollte einsteigen. Aber ich wehrte mich. Da sagte sie mir, das ist etwas wie ein Auto, aber es fährt auf Schienen und wird von einer Lokomotive gezogen. Im Zug saß ich dann am Fenster. Es gefiel mir wunderbar. Ich lief im ganzen Zug umher. Sogar vorn beim Lokführer saß ich. Später fuhr ich noch einmal mit dem Pat, der Mama und meiner

Schwester bis nach München. Seitdem liebe ich die Eisenbahn. Ich strenge mich in der Schule an, um Lokführer zu werden. Ich bin jetzt 13 Jahre alt. Wenn ich 18 bin, will ich nicht nur bis Erfurt fahren. Bisher fahre ich manchmal mit meiner Schwester Carolin nach Erfurt. Ich kenne jeden Bahnhof. Dann aber möchte ich als Lokführer weit hinauf nach dem Norden fahren. Ich wünsche mir schon jetzt, einmal mit dem Zug bis nach Bremen oder nach Hamburg zu fahren.“

Seine Wünsche sind bescheiden. Heiraten möchte er nicht und auch keine Kinder haben. Er möchte allein bleiben und Ruhe haben, niemand soll ihn herumkommandieren. „Ich brauche keinen, der für mich kocht. Ich werde mir ein Kochbuch kaufen und alles lernen. Von meiner Oma habe ich gelernt Eierkuchen zu machen. Eierkuchen sind mein Lieblingsessen. Meine Kindheit war bis zu meinem sechsten Lebensjahr gut. Danach geschah das Unglück. Eines Tages als ich aus der Schule kam, hatte sich die Mutter eingeschlossen. Die Oma weinte und irgendwann brachen sie die Tür auf. Die Mutter lag quer auf dem Bett mit Schaum vor dem Mund. Sie hatte Alkohol getrunken und Tabletten dazu genommen. Sie wurde in die Klinik gebracht und später in die Nervenklinik. Meine Schwester und mich brachte man am 09.07.2007 in das Kinderheim nach Benshausen. Mit meiner Mutter hatte ich danach selten Kontakt. Am meisten liebte ich meinen Opa, doch der starb bald an Krebs. Meine Mutter nahm einen neuen Mann, mit dem stritt sie sich ständig. Sie schrien sich gegenseitig an. Und

während sie stritten, schlugen sie uns wenn wir zu Besuch nach Hause kamen. Einmal versuchten wir auszureisen, die Mutter rannte hinterher. Wir wollten mit dem Bus nach Benshausen fahren. Doch der Busfahrer hielt nicht an, weil die Mutter schrie....

Vor kurzem traf ich meinen Pat Heinz wieder. Der fragte: „Martin, willst du immer noch Lokführer werden?“ Ich nickte. Da schenkte Heinz mir die bunte Fotografie aus einer Zeitschrift: ein langer Zug fährt an einem Berg vorbei.“

Robby, der Märchenschreiber: „Ich esse am liebsten Döner, aber ich kann auch kochen. Hier im Heim haben wir vor zwei Tagen gekocht und ich habe belegte Kartoffelpuffer gemacht. Kartoffelpuffer und innen drin Gehacktes, Rotkohl, Käse und dann wieder einen Kartoffelpuffer darüber. Das hat mir gut geschmeckt. Überhaupt nicht mag ich Mischobst mit Hefeklößen. Hefeklöße mit Blaubeeren dagegen esse ich gern. Aber ich habe noch nie im Wald Blaubeeren selbst gepflückt. Später möchte ich eine Familie haben und ich würde meine Kinder nicht schlagen. Und wir müssten in der Familie immer genug zu essen haben. Verheiratet wäre ich nicht. Auch wenn wir ein Kind haben, ich will nie heiraten, ich will nur eine Freundin. Meine Mutter war auch nie verheiratet... Also wir sind 3 Zwillinge und zwei Einzelkinder. Das schrieb ich schon. Und alle sind von unterschiedlichen Vätern. Also wir haben fünf Väter, aber ich glaube, noch niemand von uns hat seinen Vater kennengelernt. Die Mama war auch nie verheiratet, aber genau weiß ich das nicht. Ich denke es

mir. So etwas frage ich sie nicht, ich bin ja erst 9 Jahre alt. Früher haben meine Zwillingsschwester, Mama und ich in einem Zimmer geschlafen. Der Älteste hat in der Stube auf dem Sofa geschlafen, die anderen in einem kleinen Zimmer. Schließlich haben wir den Flur mit einer Trennwand geteilt. Da hatten wir dann mehr Zimmer. Die Stube und die Küche waren ein Zimmer und dann noch drei dazu.

Mir geht es gut im Kinderheim, aber ich wäre lieber zu Hause, wenn wir wieder Strom hätten und Geld hätten. Zu Hause könnte ich vielleicht auch Fußball spielen, wie hier. Aber nicht Bogenschießen, nicht Keyboard üben und auch jetzt nicht mit den anderen Geschichten schreiben. Das macht mir alles sehr viel Spaß. Später möchte ich LKW- oder Busfahrer werden. Etwas ganz Großes möchte ich fahren. Aber Straßenbauer oder Straßenkehrer, so etwas möchte ich nicht werden. Wen ich von allen 7 Geschwistern am liebsten habe? Die Mama dazugerechnet? Ich glaube, es ist wie bei allen Kindern, an erster Stelle kommt die Mama. Und dann mein ältester Bruder. Er kommandiert mich nicht herum. Auch ich möchte immer bitte sagen und nicht den Chef spielen und niemals befehlen: Du musst das jetzt tun!“

Marie ist froh, endlich erzählen zu können und nicht schreiben zu müssen. „Es gibt im Heim Erzieherinnen, mit denen kann ich über alles sprechen. Sie versuchen mir immer mit Worten zu helfen, aber es ist schwer einem Kind die Mutter oder den Vater zu ersetzen.“

Marie möchte bald eine Ausbildung als Krankenschwester abgeschlossen und eine Arbeit, eine Wohnung und Kinder haben.

„Ich werde aber meine Kinder anders erziehen. Ich werde meine Kinder nie schlagen. Ich werde ihnen sagen, was sie nicht dürfen, aber sie nie schlagen. Ich freue mich, wenn ich zurück nach Hause fahre, aber immer nur am Wochenende.“

Früher wohnten wir im Haus von Oma und Opa. Es ist 110 Jahre alt. Es hat ein wunderschönes Fachwerk. Wir wohnten oben, Oma und Opa unten. Dort hatten alle zusammen, unsere ganze Familie, nur ein Bad. Nachdem Oma und Opa gestorben sind, lebt jetzt niemand mehr im alten Haus. An dem Haus ist noch eine Scheune angebaut. Nur die Brieftauben sind noch drin. Früher hat Vater mit den Tauben auch an Wettbewerben teilgenommen. Aber jetzt essen wir sie. Als Kind habe ich keine Tauben gegessen, es war eklig. Vater hatte bei Oma die Tauben immer über der Gasflamme gesengt und es stank fürchterlich. Jetzt haben wir kein Gas mehr in der neuen Wohnung. Jetzt nimmt er das Feuerzeug, und es riecht irgendwie besser. Vielleicht bin ich auch wie die Brieftauben, die immer wieder zurück nach Hause finden. Ich sage immer sehr impulsiv meine Meinung. Das ist oft nicht gut. Manchmal bin ich auch sehr still. Liebeskummer! Ja und neue Liebe. Aber im Moment ist mir die Schule wichtiger. Ich möchte, obwohl ich es jetzt vielleicht könnte, nicht zurück in die Familie. Hier habe ich Freunde gefunden. Ich will Krankenschwester

werden, weil ich immer Menschen um mich haben möchte. Beim Allein-Herumhocken kommt man nur auf dumme Gedanken. Man muss immer unter Menschen sein. Mal muss man faul sein und mal fleißig. Faul muss man sein, um sich dann aufzuraffen: ‚Jetzt mache ich etwas!‘. Ich liebe den Frühling, wenn die Vögel wieder zwitschern und die Sonne scheint, wenn es warm ist und man sich nicht mehr einmummeln muss, sondern die Klamotten anziehen kann, die nur ganz leicht und wenig sind.

Ich stelle mir oft vor, dass in einem Kinderheim alle zueinander halten sollten. Aber hier verpetzt man sich auch gegenseitig und man ist neidisch aufeinander. Die einen sind aus schlimmen Gründen hergekommen. Diese Kinder sind anders als diejenigen, die eingewiesen worden sind, weil die Eltern sie vernachlässigt haben. Also es ist keine Gemeinschaft von Gleichen. Wir sind oft launisch und auch gehässig untereinander. Dass ich Robby, als er weinte, in den Arm genommen habe, geschah einfach weil ich den kleinen, lieben Kerl nicht weinen sehen kann.“

Die Einzige, die nicht erzählen und danach abschreiben, sondern alles gleich aufschreiben möchte, ist Gini.

„Sie können lesen, wie ich bin. Ich weiß noch nicht so genau, wie ich das hier schreiben soll. Mein Leben besteht seit über 5 Jahren aus zwei Teilen, wie auch mein Herz. Ich werde einfach die schönere der zwei Welten nehmen. Denn durch das Heim kam ich zum Fluchen und Schreien. Auch wenn es nicht meine Art ist, das Schöne zu schreiben, zu

sehen und zu hören, beginne ich mit der Vergangenheit. Erstens: Ich bin die Gini aus Lauscha und wohne oben auf der Erde. Mit meinem Papa und meinem Hund und den anderen Tieren und meiner Mutter. Ich werde oft von meinem Vater in den Kindergarten gefahren. Mit dem Moped S51. Dann singen wir immer unser Lied. ‚Rumpel, rumpel, rumpel, dideldadeldum, die Gini fährt mit dem Vater auf dem Ellers rum‘. Im Kindergarten spielte ich am liebsten mit Paula und Annefried, meinen besten Zimtziegen. Wenn ich nach dem Kindergarten wieder zu Hause war, bin ich allein in den Wald, in die Beeren oder Pilze oder einfach so. Es war immer ein freies und interessantes Leben. Ein Leben mit guter Luft und guter Laune. So leicht, wie Butter aufs Brot geht.

Zweitens: Ich treffe mich oft mit Freunden. Am meisten mit Klaus und seinem Bruder. Er ist immer bei seinem Opa im Garten. Wir gehen ins Schwimmbad oder machen irgend ’ne Scheiße im Wald. Später, – im Sommer lebten wir im Gartenhaus und im Winter im festen Haus der Oma im Ort- durfte ich nachmittags kaum noch raus. Unsere Nachbarn hatten gemeldet, dass ich oft allein zu Hause bin oder mich im Wald herumtreibe. Deshalb musste ich nach der Schule bis zum Abend in das AWO-Heim. Ne, ich bin meistens mit Pausi verschwunden und wir haben uns bei ihm im Garten versteckt. Ich bin auch oft am Wochenende mit meinem Vater aufs Schlachten gegangen. Trotzdem hatte ich noch Zeit mich mit meinen Freunden zu treffen. Zumindest bis um 6, dann mussten wir immer zu Hause

sein. Und wenn nicht, gab’s Ärger und manchmal die Gusch voll. Trotzdem war die Zeit schön. Bis zum Heim. Dann war’s Scheiße.

Drittens: Mit Punkt 3 will ich nur ganz kurz meine Meinung über das Aufwachsen im Heim sagen. Es kommt mir schon lange wie ein unterdrücktes Leben vor. Das Recht auf das Eigene hat man -weil man ja noch ein Kind ist- nicht. Aber ich sag wie es ist: Ich habe oft schon den Verstand und die Gefühle eines Erwachsenen und so. Ob ’se im Heim mir sehr gut wollen oder nicht: Ich werde immer hassen, dass man mir verbietet, mein eigenes Ding zu machen.

So ich hoff mal, die Auskunft reicht. Ich habe die ganze Zeit, in dem ich schrieb, meine Metal-Musik gehört. Wenn ihr glaubt, ich sei extrem, dann seht in die Welt, die ist wirklich extrem!“

Vier Wochen bevor die „Schreiberlinge“ mit Autor und Projektmanagerin in die Landesmedienanstalt nach Erfurt fahren, kommt Martin und entschuldigt sich sehr leise, dass er seinen Text vielleicht nicht schreiben kann. Trotz all seiner guten Wünsche ist seine Oma Lisbeth gestorben. Sie war außer seiner Schwester der einzige Mensch der Familie den er liebte und um den er nun schon tagelang trauert. Zur Beerdigung hat er nach Jahren seine Mutter wiedergesehen, aber ...

„Ich habe mir eine Geschichte zur Erinnerung an meine Oma Lisbeth ausgedacht.“ Er will sie in seine Phantasien

mit Seefrau, Piratenchef und FC Bayern einbauen:  
Es war einmal ein Mann, er hieß Martin. Martin war 18 Jahre und fuhr mit seinem Auto durch die Gegend. Eines Tages fuhr Martin einkaufen. Aber was ist das, da ist ja ein See, den Martin noch nie gesehen hatte. Er dachte, ich möchte baden gehen und Spaß haben. Aber erst gehe ich einkaufen, sonst vergesse ich das noch. Und Martin ging einkaufen, z. B. Getränke, Taschentücher, Schuhe usw. Nach einer halben Stunde war Martin fertig. Und er fuhr zum See. Er zog sich um und ging ins Wasser. Auf einmal erschien ihm eine Frau. Sie sagte. „Komm her, komm her, ich heiße Lisbeth.“ Martin ging zu der Frau. Er sagte: „Ich heiße Martin und bin 18 Jahre alt. Wie alt bist du, Lisbeth?“ Und sie antwortete: „Ich wäre jetzt schon 82 Jahre, aber ich bin am 23. Februar 2014 um 11.30 Uhr gestorben und bin nun ein Geist. Ich hatte eine sehr gute Familie. Ich hatte zwei Enkelkinder. Sie hießen Carolin und Martin, wie du. Er sah genauso aus wie du, Martin. Ich habe mal eine Frage, wie heißt du eigentlich mit Familiennamen?“ Er antwortete: „Mein Name ist Schmuck, Martin Schmuck.“ Lisbeth machte große Augen und sagte: „Nee, oder ich glaube ich träume. Wann bist du geboren?“ Er antwortete: „Ich bin am 09.06.2000 geboren.“ Aber Lisbeth glaubte es nicht und sagte: „Nee, du warst nicht so groß wie jetzt.“ Martin ging näher zu Lisbeth und antwortete: „Jeder Mensch im Leben wächst und wird älter und stirbt. Aber ich bin dein großer Enkel und es bleibt so, bis immer und ewig.“ Und dein Nachname? Lisbeth antwortete: „Ich heiße Lisbeth

Schmuck.“ Martin schüttelte den Kopf und sagte fragend: „Oma, bist du das?“  
Der Autor erklärt Martin, dass das minutiös geschilderte Wiedererkennen von Oma Lisbeth und Enkel Martin in der Geschichte zwar für ihn persönlich sehr wichtig ist, aber nicht für außenstehende Leser. Und dass er seine Oma anders in die Geschichte einfügen kann.

Fahrt mit dem Kleinbus – gesteuert von Julia (!) – zur Medienanstalt nach Erfurt. Xenia, die nicht mitfahren kann, weil sie an einem wichtigen Training für eine Meisterschaft im Bogenschießen teilnehmen muss, gibt dem Autor zuvor noch die erste Version ihrer Geschichte. Sie hat die Idee mit der „verzogenen Göre“ fallen gelassen und stattdessen versucht, über ihre „eigene Traurigkeit“ zu schreiben.  
„Eine leicht stürmische Nacht und alle Tiere haben sich in ihren Bau verzogen, um sich vor der Kälte zu schützen. Die Blätter der Bäume raschelten und die Sonne hatte die Welt zuvor in sanfte orangene und rote Töne gefärbt. Langsam ging der Mond mit seinen vielen kleinen Kindern auf. Die Nacht hatte begonnen. Alles sollte in den Hütten sein und schlafen, nur eine Frau lief alleine durch den Wald. Ihr schwarzes Haar wiegt sanft im Wind und ihre braunen Augen sehen sich traurig um. Sie suchte ihren Baum. Na ja, nicht direkt. Aber dort sitzt sie immer öfters und genießt die Ruhe. Als sie ihn fand, klettert sie hinauf. Der Mond hüllte sie in silbernes Licht, endlich saß sie auf dem großen Ast und blickte zum See. Außen fast schwarz, immer heller

werdend. In der Mitte silbern, fast weiß. Jetzt konnte sie ihre Maske nicht mehr aufrecht halten und stumme Tränen liefen ihre Wangen hinab. Alles war ruhig. Mit einmal frischte der Wind auf und umgab sie, er strich ihr durch die Haare, sanft berührte er ihre Wangen. Und er schien sie trösten zu wollen. Willig gab sie sich dem hin. Der Wind schien sie zu umarmen, das Wasser plätscherte sanft. Die Blätter summten ihre eigene Melodie, lieblich und liebevoll. Sie schloss die Augen.“

Der Ausflug nach Erfurt ist für die Kinder nichts Außergewöhnliches. Regelmäßig fahren sie mit ihren Gruppen in den Ferien an die Küste und in die Berge. Aber noch nie waren sie in einem Rundfunkstudio. Die Mitarbeiterinnen der Medienanstalt lassen ihnen nach den technischen Einführungen alle gestalterischen Freiheiten. Sie können in den Kabinen Texte einsprechen (u.a. drei ihrer eigenen Buchrezensionen!), sich gegenseitig vorstellen, alles aufnehmen, die Texte schneiden und zum Schluss auch noch eine 40-minütige Talk-Show improvisieren. Das Thema für die Talk-Show geben die Mitarbeiterinnen vor. „Hilfe, mein Sohn ist ein Egoist!“

Kein betretenes Schweigen unter den Kindern, sofort identifizieren sich alle mit dem Thema und erfinden sich ihre Rollen. Marie gibt die besorgte Mutter, die nicht verstehen kann, dass ihr Sohn (Robby, den sie im Arm hält) solch ein schlimmer Egoist geworden ist. Martin, der Vater, ein biertrinkender Kraftfahrer der inzwischen mit einer anderen Frau (E.B.) zusammenlebt, und immer wieder sehr laut fordert, dass ein bei der Mutter lebender Sohn gefälligst

macht, was er will. Michi, die Fußballtrainerin, die Robby wegen seines Egoismus nicht in der Mannschaft haben will, Julia, die Lehrerin, die pädagogische Ratschläge gibt, der Autor, der ein einsamer Gärtner ist und seine Lebensweisheiten vermittelt, und Nancy, die keifende Nachbarin von Marie, die diesen gegen ihren saufenden Ex-Mann verteidigt ...

Die Rundfunkmitarbeiterinnen sind begeistert von der Kreativität und dem Rollenspiel der Heimkinder. Und der Autor denkt, dass es vielleicht besser gewesen wäre, anstelle des Geschichtschreibens ein Theaterstück aus dem Stegreif miteinander zu entwickeln. Aber wer weiß das vorher. Zur Belohnung nach den Rundfunkaufnahmen (es gibt für jeden eine CD: „Nachwuchstalk aus Benshausen“) gemeinsam Eis essen und Kinonachmittag. (Dem Alter entsprechend, unterschiedliche Filme. Trotzdem Action und Gewalt. Und auch der Kinderfilm in den der Autor mit dem kleinen Robby geht handelt nur von Krieg und schreckliche Gewalt: die Legobauer kämpfen gegen die Diktatur des Bösen!)

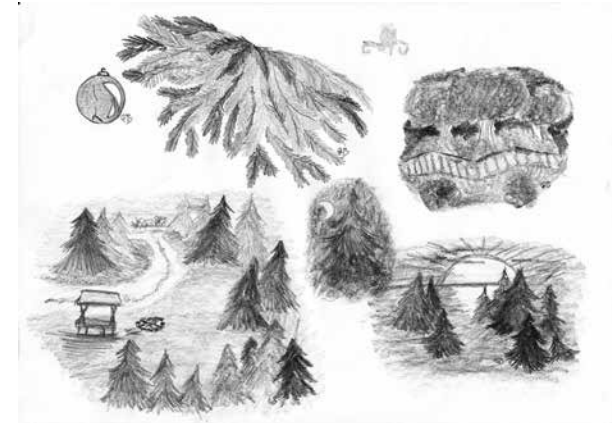
Eine Belohnung hätte auch Xenia verdient. Sie hat bis zur nächsten Werkstatt ihre kurze Geschichte von der Traurigkeit um das Doppelte verlängert und mit japanischen Mangafiguren „jugendgemäß“ ergänzt. Und weil ihr diese lange Geschichte sehr gut gefällt, hat sie die „Tröstende Umarmung des Windes“ (welch schöner Titel!) auf einer Kurzgeschichtenplattform ins Internet gestellt. Zwei der Nutzer haben ihr bereits geantwortet, dass die Geschichte „super

geil“ ist. Nur der Autor ist nicht begeistert. „Die kurze war besser.“ Doch Xenia möchte die längere Geschichte veröffentlichen. Nach stundenlangen Diskussionen (auch in der Gruppe) unterstreichen Xenia und der Autor in beiden Fassungen die guten, wichtigen Sätze mit Grün und die eher überflüssigen mit Gelb. Und setzen die grünen zu einer neuen Geschichte zusammen. Diese Teamarbeit mit dem Autor ist inzwischen möglich, aber bei Gedichten, die sie mitbringt, wird es schwierig. Denn leider beurteilt der Autor nur gefühlsmäßig, welche Gedichte ihm gefallen und welche nicht. Doch er will Lyrik nicht fachlich beurteilen. Vielleicht können das einige Leser besser. Also Auszüge von Xenias Gedichten.

„Die Bestie erwacht und grausam.  
Das Leid des Kindes groß.  
Will niemanden verletzen, doch  
Verliert sie sich ganz langsam.  
Alles Böse muss jetzt weichen,  
nur das Gute in ihr bleiben.  
Schafft es und findet Freunde.  
Doch aus sind ihre Träume!  
Keiner sieht sie und läuft vorbei,  
Sie schafft es,  
es kommt nicht mehr herbei.  
Ein neuer Start, ein neues Ziel  
und viele neue Freunde hier.  
Doch nach der Zeit, verraten ...

Kann den Grund nicht erraten.  
Die Seite tut sich wieder auf,  
das Biest hat freien Lauf.  
Diese Unruh, die mir ist  
diese Liebe, die nicht ist.  
Dieser Streit, der in mir tobt  
und die Bestie in mir lobt...“

Am Anfang ihrer Glaskugel-Geschichte beschreibt Gini die Wohnung, ihren Freund Martin und die Glaskugel sehr konkret und bildhaft. Aber dann findet sie kein Ende. „Ich muss immer weiter schreiben, 20 Seiten oder 30 oder 40. Ich weiß nicht, wie eine Geschichte aufhören muss.“ Der Autor meint, dass sie die Glaskugelgeschichte immer weiter schreiben soll. Er könnte ihr dann bestimmt das Ende sagen, also die Stelle, an der sie sich nur noch wiederholt.



Die nächste Werkstatt gerät am Beginn zu einem gemütlichen Kulturnachmittag: Kuchenessen und dazu die im Studio aufgenommene CD (mit Fotos aller Teilnehmer auf dem Cover) anhören.

Michi sagt: „Sie müssen keine Bange haben, dass wir es nicht schaffen. Wir machen jetzt auch noch eine gute Geschichte für das Buch. Ich habe meinem Elefanten inzwischen auch einen Namen gegeben. Er heißt Willi.“

Nancy ist nach den Ferien nicht ins Kinderheim zurückgekommen. (Auch eine andere aus unserer Schreibgruppe war mal kurz verschwunden.) Der Autor schreibt Nancy einen Brief. „Tausche deine Geschichten, die du schon geschrieben hast, gegen die CD, die ich dir dann schicke.“ Bis zum Ende der Werkstätten erhält er keine Antwort. Nancy kommt vorerst nicht ins Kinderheim zurück. Nun sind es nur noch sechs Heimkinder, die in der Literaturwerkstatt mitmachen. Aber Julia wird Wort halten: „Ich schreibe die siebente Geschichte für euch.“

Robby singt, als eine Erzieherin, neugierig in die Runde im Chefzimmer hineinschaut: „Sieben kleine Schreiberlein, die ...“

Autor und Projektmanagerin sind angekommen im Heim und die Kinder vertrauen ihnen. Sie haben sich mit ihren Gedanken und Geschichten für sie geöffnet.

Um dem Autor zu ermöglichen, Einzelgespräche über die Texte mit den Beteiligten zu führen, baut E. B. mit den anderen in der Zwischenzeit funktionstüchtige Trommeln aus großen Blumentöpfen, Pergamentpapier und viel Tape-

tenkleister. (Die meisten der Schreibgruppe arbeiten auch in der Trommelgruppe mit.)

Letzte Werkstatt mit Torte, Fotos und dem Zeugnis: „Qualifikationsnachweis als Nachwuchsautor ...“. Alle lesen ihre nun druckfertigen Geschichten an diesem Tag zum ersten Mal (fast) öffentlich vor. Gäste und Presse sind dabei. Der Vollständigkeit halber sollen hier vor den sieben Texten noch kleinere frühere Werkstattarbeiten wie Lebenslauf, Beschreibung vom Zuhause, gute Tage-schlechte Tage und Partnerinterviews eingefügt werden.

**Michi:** „Mit 4 Jahren war ich mit meiner Schwester zum ersten Mal ins Kinderheim gekommen. Dann hat uns eine Pflegefamilie aufgenommen. Meine Schwester und ich waren so froh, als wir in eine Pflegefamilie gekommen sind. Meine Schwester war ungefähr ein Jahr alt, wo das geschehen ist. Die Pflegefamilie hatte noch zwei Töchter und einen Hund. Mein Zuhause, das heißt bei den Pflegeeltern, war in einem ganz gemütlichen Dorf. Das Haus war von draußen Gelb angemalt und hatte zwei Garagen. Wir hatten viele Zimmer, eine Küche, eine große Stube, ein Zimmer für meine kleine Schwester und ein Zimmer für mich. Ein Dachboden, ein Wintergarten, ein Schlafzimmer, eins für meine große Schwester und ein Gästebad. Ein großes Bad und einen Keller, der sehr groß war. Draußen, wo man aus dem Wintergarten raus ging, kam man auf eine große Terrasse. An der Terrasse war ein riesengroßer Garten. Dort füllten wir immer im Sommer unseren Pool mit Wasser.“



Wir hatten auch noch einen Zwinger für unseren Hund, wo wir ihn eingesperrt haben, wenn wir mal weggefahren sind und es draußen ganz warm war. Aber vor 4 Jahren ist unsere Hündin gestorben. Sie war 9 Jahre alt. Damit wir immer in ihrer Nähe sind hat mein Pflegevater unsere Hündin im Garten begraben. Unsere Hündin hatte Tumor im Mund und im Kopf. Wir haben sie jedes Mal, wenn sie Tumor hatte, zum Arzt gebracht. Und haben es immer heraus schneiden lassen. Aber dann haben wir gesagt, dass wir sie einschläfern lassen. Das war für uns traurig. Aber es war für sie erlösend. Aus dem Zwinger hatte mein Pflegevater eine kleine Hütte gebaut, die ca. 10 x 5 m lang war. Mein anderer doofer Tag war wo mein Opa gestorben ist. Das war 2011. Meine Pflegemutti konnte viele Nächte nicht mehr schlafen, weil sie nur noch an ihren Papa gedacht hat. Was ich noch doof fand, dass ich ins Kinderheim gekommen bin. Ich hatte immer nur Fußball im Kopf und mit meiner kleinen Schwester oft Streit. Auch mit meinen Pflegeeltern stritt ich. Am liebsten würde ich die Zeit wieder zurück drehen. Aber es geht leider nicht. Doch im Kinderheim gibt es ja auch ganz liebe Kinder und ganz viele nette Erzieher. Im Kinderheim leben auch viele Tiere, z.B. Fische, Schildkröten, Papagei und Geckos. Aber kein Hund. Das war meine Geschichte.“

**Xenia** beschreibt **Michi**: „Ich lag im Krankenhaus, als ich eine neue Mitschülerin traf. Sie ist etwa 1,60 m groß, hat blau-graue Augen und schulterlange, dunkelblonde Haare. Diese passen zu ihrem Gesicht und wirken frech.

Sie ist schlank und sportlich und immer lieber draußen als drin. Ihre Hobbys sind Fußball, Bogenschießen, Basteln und mit Freunden rumalbern. Dabei trägt sie gerne enge Hosen in vielen Farben, Blusen und Schuhe von VTY. Mit ihren 14 Jahren ist sie oft noch sehr, sehr kindlich. Dafür genießt sie aber ihre Kindheit auch. Mir gefällt genau das, weil es doch nur eine Kindheit gibt. Dazu ist sie ständig fröhlich und hat gute Laune. Sie liebt Fußball über alles und spielt leidenschaftlich mit. Ihre Vergangenheit geht nur ausgewählte Menschen was an, deshalb kann ich darüber nicht schreiben.“

**Xenia**: „Ich habe einige Jahre bei meiner Uroma gelebt. Sie hatte eine Wohnung im 1. Stock, nur zwei Zimmer, Küche, Flur und Bad. Naja, Küche und Wohnzimmer waren fast ein Raum. Im Schlafzimmer steht eine Couch. Sie hat dunkle Farben und Muster darauf. Eine kleine Musikanlage darf nicht fehlen und Pflanzen auf der Fensterbank auch nicht. Die eine liebe ich heute noch, sie hat sternenförmige Blüten im leichten Rosa. Ein kleiner Fernseher steht auf dem Tisch und der große Spiegelschrank gleich neben der Tür. Im Flur gibt es einen großen Schrank mit Schiebetüren, der wurde in die Wand eingebaut. Über der Tür ist auch noch ein Fach, dort steht unser Puppenhaus. Auf der Kommode ist immer eine Blechschachtel mit Süßigkeiten drin, aber nicht lange. Im Bad ... naja, eben alles, was da rein muss: Badewanne mit Dusche, Waschbecken, Toilette, Waschmaschine und ein Schrank. Weiter geht's in die Küche. Sie ist dunklenbraun und an der Wand steht ein weißer

Kühlschrank. Vorhänge grenzen das Wohnzimmer von der Küche ab. Zum Backen ist immer Platz. Das Wohnzimmer ist am größten, dort stehen die elektrische Eisenbahn und Figuren, ein Fernseher und die orangene Couch, davor der braune Tisch. Aber von einem lasse ich die Finger: der großen schwarzen Musikanlage. Ich finde sie unheimlich. Was ich als Kind auch nicht mochte, war der Keller. Warum weiß ich nicht. Hier endet meine Führung.  
Zusatz: Auf dem Balkon war ein Wasserhahn. Dort hatten wir viel Spaß.“

**Michi** schreibt über **Xenia**: „Die Xenia ist 1,61 m groß. Ihre Haare sind braun und gehen ihr fast bis zur Brust. Ihre Augen sind blau-grün und ein bisschen grau. Sie hat fast immer ein Lächeln im Gesicht, außer wenn sie mal schlechte Laune hat. Doch das kommt selten vor. Die Xenia ist eigentlich dünn, aber es passt zu ihr. Ihr Gesicht ist oval. Sie zieht sehr gern lockere, leichte Sachen an, z. B. Tops, Blusen, kurze und lange Hosen. Sie ist 15 Jahre alt. Sie schießt gern mit Bogen, klettert gerne, zeichnet, liest und sie bastelt gern. Mir gefällt an ihr, dass sie anderen immer hilft. Auch wenn man einen Streit hat. Über ihre Vergangenheit werde ich nicht schreiben, auch nicht über ihre Sorgen in ihrer Kindheit, weil das nur ihre beste Freunde wissen. Das erste Mal, wo ich sie gesehen habe, war sie gerade im Krankenhaus.“

**Martin**: „Ich bin am 09.06.2000 in der Nähe von Meiningen geboren. Ich war 56 cm groß und habe 3000 g gewogen. Als ich 3 Jahre war, ging ich zum ersten Mal in den Kinder-

garten. Ich habe noch nie meinen Vater gesehen. Aber wo ich im Kindergarten war, habe ich richtig sprechen gelernt. Meine Kindheit war nicht gerade gut, weil ich immer mal geschlagen wurde. Als ich 6 Jahre alt war, bin ich ins Kinderheim gekommen. Ab da, wo ich hier war, wurde ich richtig mutig. Weil ich im Heim und in der Schule viel gelernt habe.

Mein früheres Zuhause war groß. Meine Oma wohnte oben, und meine Mutter wohnte unten. In der Wohnung meiner Mutter gab es keine Ordnung. Der Müll lag auf dem Boden. Es hatte auch einmal in ihrer Küche gebrannt. Danach war es in ihrer Wohnung nicht mehr auszuhalten. Das war Scheiße für mich und meine Schwester. Ich hatte ein kleines Zimmer und das Zimmer meiner Schwester war auch nicht größer als meins. Nur so ein bisschen. Das ist mein Haus von früher....

Jetzt schreibe ich noch über meinen besten Tag. Er war 2005 als die ganze Familie zusammenkam. Wir haben zusammen Abendbrot gegessen und manchmal mit Verwandten geredet. Ich war damals fünf. Doch heute ist alles anders, kein Opa mehr, Oma hat Krebs. Mutti hat mich und die Schwester und die Oma geschlagen.“

**Robert** beschreibt **Martin**: „Ich weiß gar nicht mehr, wann ich Martin zum ersten Mal gesehen habe. Es muss vor drei Jahren gewesen sein. Er ist wie ich im Sprecherrat im Heim. Da redet er sehr viel und sehr klug. Ich mag, dass er meistens mit mir Fußball spielt. Außerdem spielt er mit mir noch Keyboard und im Weihnachtsmärchen war er der

König. Er hat eine Brille auf und hat immer eine sehr große Uhr dabei. Er ist Linkshänder. Er hat schwarze Haare. Er trägt meistens einen Pullover. Martin ist mittelstark. 13 Jahre alt, 1,65 m groß und seit 2006 hier.“

**Robert:** „Ich bin am 10.09.2004 in Schmalkalden geboren. Ich habe bis 2011 in einem kleinen Dorf gewohnt. Dort ging ich in den Kindergarten und lebte zu Hause nur mit meiner Mutti und meinen sieben Geschwistern. Ich kenne nur eine Oma, aber keinen Opa. Mit 6 Jahren kam ich mit 4 Geschwistern am 18.03.2011 nach Benshausen ins Kinderheim. Zuerst war ich im Kindergarten. In Benshausen heißt er ‚Sandhasennest‘. Im Sommer 2011 bin ich in die Schule gekommen. Ich gehe jetzt in die 3. Klasse. Meine Hobbys sind Fußball, Bogenschießen, Keyboard, Lesen, Schreiben, Singen und Sport.

Unser Zuhause sah so aus: Das Haus hat zwei Treppen und hat einen Garten. Es hat 23 Treppenstufen. Hoch und runter sind es 46. Die Küche und die Stube sind zusammen. Ich habe mit meiner Zwillingsschwester und meiner Mama in einem Zimmer geschlafen ... Mein bester Tag war mein Geburtstag. Wir sind in den Zoo gefahren und danach sind wir ins Schwimmbad gegangen. Der zweitbeste Tag war, als mein ältester Bruder mit seiner Freundin einen Sohn bekam und ihn wie mich nannte: Robert. Er hat nur noch ein o hinten dran gemacht.“

**Martin** beschreibt **Robert:** „Robby hat blonde Haare. Das Gesicht ist klein, schmal, aber nicht eckig. Er ist vielleicht nur 1,30 m groß. Er ist schlank und wie gesagt klein. Aber

fein. Er hat meistens Hosen, T-Shirt und Pullover an. Robby spielt gern Fußball, liebt Bogenschießen und Keyboard. 2011 haben wir uns zum ersten Mal gesehen, als wir zusammen Fußball spielten. Er schreibt im Gegensatz zu mir mit rechts. Er ist immer nett und freundlich zu anderen. Und er kann beim Spielen auch mal verlieren. Etwas Schlechtes über ihn fällt mir überhaupt nicht ein. Er ist ein guter netter Junge.“

**Marie:** „In meiner Kindheit habe ich meistens mit Babys, Barbies, halt Mädchensachen, gespielt. Jedoch kann ich mich gar nicht an meine Kindheit erinnern. Möchte ich, wenn ich ehrlich bin, auch gar nicht... Ich habe vier Brüder, 4 Halbbrüder und eine Halbschwester. Meine Hobbys sind, dass ich gerne lese, schwimmen gehe und was mit Freunden zusammen mache. Ich lebte in einem Dorf in der Rhön. Wir haben ein weiß-braunes neueres Haus. Vor vier Jahren als mein kleiner Bruder und ich ins Heim mussten, ist man in dieses neue Haus eingezogen und zahlt es monatlich ab. Das neue Haus gefällt mir, es ist alles so hell und so modern. Wenn man im Flur steht, geht eine Treppe hoch. Geradeaus ist mein Zimmer. Ich habe es im Afrika-Stil eingerichtet. Ich liebe Afrika, obwohl ich noch nie dort war. Und habe kleine Figuren aus Porzellan in meinem Zimmer stehen, afrikanische Tiere und Bäume. Ich könnte mir vorstellen, dass in Afrika die Luft noch sauber und besser als hier ist. Dort leben tolle Tiere: Leoparden, Puma, Elefanten. Was man hier alles nur im Zoo sieht, das gehört dort zum Leben. Mein Zimmer hat noch einen Durchgang,

wo es direkt zu meinem eigenen Bad geht. Mein Bad hat weiß-hellgraue Fliesen. Es besitzt eine Dusche, eine Badewanne, Toilette, einfach alles. Ich habe wirklich ein Bad für mich ganz allein. Während die Jungen sich ein Bad zu dritt teilen müssen. Das Zimmer meines kleinen Bruders lag immer voller Spielzeug. Daneben war das Elternschlafzimmer. In der unteren Etage war die große Küche, neben der Küche war das Zimmer meines großen Bruders. Dort sah es immer aus, als hätte ne Bombe eingeschlagen. Ach und nicht zu vergessen, unser großes Wohnzimmer. Das ist mein ehemaliges Zuhause.“

**Nancy** beschreibt **Marie**: „Sie hat braune Augen und braune Haare. Sie hat ein schmales, aber auch ein ovales Gesicht. Sie ist etwa 1,60 m groß. Ihr Körper ist schlank und sehr schön und gut gebaut. Meistens trägt sie Leggings, ein Top und die adidas-Jacke. Farblich dazu passend Schal und Schuhe. Sie ist sehr modisch. In ihrer Freizeit raucht sie oft eine Zigarette. Sie trifft sich mit Freunden und geht shoppen. Mir gefällt an der Marie, dass sie immer für mich da ist und ich ihr alle Sorgen sagen kann. Mit ihr habe ich auch sehr viel Spaß und ihre Ehrlichkeit und Offenheit finde ich cool. Das erste Mal haben wir uns im Speisesaal gesehen. Wir saßen zusammen an einem Tisch. Und haben uns von Anfang an bis jetzt gut verstanden. Ich ziehe lieber Jungensachen an, von meinem Freund beispielsweise. Sie hat einen viel besseren Geschmack, was Klamotten betrifft.“

**Gini**: „Wie lebte ich früher? Mein Haus stand mitten im Wald. Davor war ein kleiner Weg. Über dem Weg befand

sich der Holzplatz meines Vaters, dahinter die Bahnschiene. Immer 24 Minuten nach Um fuhr der Zug ins Dorf. 38 nach Um kam er wieder hoch. Ich musste so 20 Stufen hinauflaufen, um die Haustür zu erreichen. Ungefähr auf der Hälfte ist unser Aborthäuschen, dahinter unsere Klärgrube. Daneben wuchsen im Sommer viele Himbeeren. Ich kackte dort immer und suchte Beeren. Das Dach unseres Hauses ist mit Schweißbahnen gedeckt. Im heißen Sommer saß ich dort. Der Teer wurde ganz weich. Auf den Abend zu beobachtete ich dort die Sonne beim Untergehen. Der kleine Balkon vor unserem Haus war immer sehr gemütlich mit einem großen Sofa und Tisch. In der Stube stand ein großer Kamin. Ich schlief oben im 2. Stock des Bettes neben dem die Katze schlief. Mein Papa lag im ersten Stock. Ich steckte immer Bücher zwischen Matratze und Holz, damit ich nicht herunter fiel. Es gab nur einen Zugang zu meinem Bett. Ich kam nicht hoch. Entweder kletterte ich erst auf Vaters Bett, stieg dann auf den Kühlschrank und dann auf mein Bett oder Vater hob mich einfach hinauf. Vor dem Balkon war es am schönsten. Dort hatten wir einen Steingarten, wo Lilien blühten. Und großer Rhododendron und andere Büsche. Immer wenn ich kam, kam auch der Hund angesaut. Er gehörte dazu. Meine Tina. Ein deutscher Schäferhund mit hellbraunem Fell. Weiter unten ging es in den Garten und zum Schuppen, in dem der Vater immer saß und sein Feierabendbier trank. Davor seine selbst aufgeschüttete Terrasse mit zwei großen Wasserbecken, in denen er sich wusch. Und noch weiter unten der

Stall mit einem Asbestschieferdach, das noch in der DDR von einem Schieferdecker gemacht wurden ist. Wie mein Großonkel einer ist oder war. Unterhalb vom Stall standen drei Apfelbäume. Dazu ein Gänseauslauf und unsere Beete. Die bestellte der Vater neben seiner Arbeit. Der Blick ist wunderbar. Du bist auf der halben Höhe des Berges umgeben von Bergen und Bäumen und unten im Tal rauscht der Bach.

Ein guter Tag für mich früher: wenn mein Vater mich mit dem Moped vom Kindergarten abholte. Dann fuhren wir über den FC-Berg, machten eventuell Holz oder arbeiteten im Beet. Meist ging ich dann auf den Abend mit Freunden ins Schwimmbad. Es war im Tal, etwa die 100 Meter bergab. Solange ich gegen 7 oder 6 Uhr daheim ankam, war alles gut. Ein schlechter Tag war für mich, wenn ich allein heim laufen musste. Meist wusste ich dann nicht, was ich machen sollte. Schwimmen konnte man auch nicht immer. Dann war mir meist so langweilig, dass ich irgendetwas anstellte, bis Mutter schrie und Vater lachte."

Der **Autor** beschreibt **Gini**: „Sie ist am 06.08.1999 in Lauscha im Sternzeichen des Löwen geboren. Ihr Vater arbeitete als Schlachter und Holzfäller. Ihre Mutter, die in einem Kiosk am Ortsende von Lauscha u.a. Bratwürste verkaufte, hatte schon zwei andere Kinder mitgebracht. (Die jetzige neue Freundin des Vaters hat auch zwei.) Gini besuchte die Grundschule in Lauscha. Seit 5 Jahren lebt sie im Heim. Das ist so ziemlich alles, was ich genau über das Leben von Virginia weiß. Das andere sind ihre Erinnerungen an die

Kindheit im Wald, an den ständig oft lauten Streit zwischen Vater und Mutter, die Trennung des immer für die Familie schuftenden Vaters von der Mutter, die sich, wie Gini sagt, weder um den Haushalt noch um die Kinder kümmerte. An was erinnert sich Gini noch? Vor allem an das Leben und die Abenteuer in der Natur. Als sie noch nicht richtig laufen konnte und auf der Wiese lag, sozusagen als Windelpaket, schleppte sie ihr Schäferhund bevor der Vater kam an der Kapuze von einem Fleck zum anderen. Nachdem sie laufen konnte, nahm der Vater Gini mit in den Wald. Zuerst musste er die Kleine noch über die herumliegenden Baumstämme heben, später ging sie allein und sammelte Pilze. Sie brachte nur essbare nach Hause, weil der Vater ihr alle guten und alle giftigen genau gezeigt hatte. Sie pflückte Beeren, aus denen sie Marmelade kochten und kannte die meisten Pflanzen und Vögel im Wald. Ihr Vater ist ein großer starker Mann, mit kräftigen Händen. Später nahm er Gini mit, wenn er bei den Leuten zum Hausschlachten ging. Blut und Gedärme der Schweine, die kopfüber hingen, wenn der Vater sie aufschnitt, zerteilte und zu Wurst verarbeitete, gehörten zu ihrer Kindheit genauso wie der Gesang der Vögel, wenn sie frühmorgens durch den Wald lief. Sie hat es nie als einen Gegensatz empfunden. Es war ihre Kindheit. Zur ihrer Kindheit gehörte aber auch, dass der Vater ihr immer wieder beibrachte und es ihr vorlebte: Lass dir nie etwas gefallen, schlag immer zurück, auch wenn Stärkere oder Ältere dich ärgern. Das tat sie schon in der Schule. Wenn einer seine Tintenpatrone auf ihrem

neuen T-Shirt ausdrückte, stach sie mit dem Füller in seine Jacke. Manchmal auch durch die Jacke. Weil keiner Zeit für sie hatte, verteidigte sie sich immer selbst und kümmerte sich um alles. Sie war oft allein zu Hause, denn die Nachbarn verpetzten sie, wenn sie mit ihren Freunden tobte. Dann das Heim. Und auch hier immer noch die zwei Seelen in der Brust von Gini: das allein sein wollen, das nur für sich malen, ihre Musik hören und das laute lass dir nichts gefallen und am Wochenende zu Hause mit Freunden umherziehen, Punk-Treffen, Konzerte.“

Auch der ehemalige Heimleiter Wolfgang Peik kommt zum Abschluss der Werkstätten. Er ist sehr still, als seine ehemaligen Heimkinder ihre Geschichten vorlesen. Bevor sich alle zum Pressefoto versammeln, schenken die „Schreiberlinge“ der Projektmanagerin und dem Autor einen Kräutertopf, in dem die Fotos aller Teilnehmer zwischen den blauen Lavendelblüten stecken. Und dazu ein Plakat mit ihren Fotos. „Wir sagen DANKE.“

Und an dieser Stelle sei nun doch noch einmal der „Zielankunft-Artikel“ im Nachwort erwähnt. Zitat: Nicht nur Marie „... reizt es ihre Geschichte unbedingt fortzuschreiben...“ Mehr ist über das Mühen, die Freude und die Erfolge dieser 15 Schreibwerkstätten im Kinderheim Benshausen nicht zu sagen.

## Die Abschlussgeschichten

Martin

### **Martin Schmuck geht 2018 auf große Reise**

2018 wird Martin 18 Jahre alt, lernt Lokführer und lebt allein in einer kleinen Wohnung. An einem heißen Sommertag will er im Supermarkt einkaufen. Aber er erschrickt, denn vor dem Supermarkt erstreckt sich plötzlich ein riesiger See, den er noch nie gesehen hat. Martin denkt: Ich werde später einkaufen, ich gehe erst einmal baden. Er zieht sich bis auf die Unterhose aus.

Als er im See schwimmt, sieht er, dass in der Mitte vom See eine Frau auf dem Wasser steht. Die Frau hat weiße Haare und trägt ein langes braunes Kleid. Wie seine Oma Lisbeth früher. Martin sieht die Frau ungläubig an und fragt: „Oma Lisbeth, bist du es?“

Die Frau antwortet: „Ja, ich bin es, mein lieber Enkel. Ich habe dir dein Lieblingsessen mitgebracht.“

„Eierkuchen?“

„Ja.“

Lisbeth stellt einen Tisch auf das Wasser. Auf zwei Tellern liegen heiße, leckere Eierkuchen mit Apfelmus und Zimt und Zucker. Sie essen sich beide satt.

Danach fragt Lisbeth: „Hast du noch einen Wunsch, mein Junge?“

Martin antwortet: „Ja, Oma, ich habe immer noch meinen allergrößten Wunsch. Du kennst ihn, aber du konntest ihn mir in deinem Leben nie erfüllen.“

Oma Lisbeth nickt. „Ich kenne den Wunsch. Du musst nur mutig sein, dann kann ich ihn dir heute erfüllen.“

Martin fragt: „Was soll ich machen?“

Sie sagt: „Siehst du den großen gefährlichen Strudel im See? Dort musst du hinab tauchen.“

Danach sind sie und der Tisch verschwunden. Martin schwimmt allein im See. Er taucht mutig in den Strudel. Der Strudel zieht ihn in die Tiefe und plötzlich, als er schon keine Luft mehr bekommt, steht Martin im Fußballstadion von FC Bayern München. Die Spieler sind eingelaufen und er gehört zu ihnen. Der Sprecher begrüßt ihn: „Mit der Nr. 9 heute der Neuzugang unseres FC Bayern München, Martin Schmuck.“ Riesiger Applaus.

Martin rennt und spielt als ob es um sein Leben geht und schießt zwei Tore. Am Ende bleibt er völlig erschöpft neben dem Platz liegen. Er schläft ein.

Als er aufwacht, gehen Leute kopfschüttelnd an ihm vorbei. Er liegt auf der Bank neben dem Supermarkt. Er sieht keinen See mehr. Er holt seinen Einkaufszettel aus der Hosentasche. Darauf stehen Brot, Tomaten, Bier, Wurst und Butter. Er denkt, dass er außerdem Milch, Eier und Mehl kaufen sollte.

### Tröstende Umarmung des Windes

Langsam versank die Sonne und färbte die Welt zuerst in ein sanftes Orange und danach in das kräftige Lila der Dämmerung. Es wurde schnell dunkel und der Mond ging mit seinen vielen kleinen Kindern auf. Die Nacht hatte begonnen. Und die Menschen und Dämonen gingen zu Bett, die Tiere suchten ihren schützenden Bau und die Vögel ihr Nest. Es wurde immer stiller. Nur die Blätter raschelten im Wald. Alle Menschen sollten in den Hütten sein und schlafen. Aber Kagome, das 16-jährige Mädchen, lief allein durch den Wald. Ihr schwarzes Haar wehte im Wind, ihre braunen Augen blickten sich traurig um. Sie suchte am Ufer eines kleinen Sees ihren Baum. Als sie ihn gefunden hatte und ihn berührte, lächelte sie einen Augenblick glücklich. Der Baum war ihr vertraut. Er würde nicht einfach verschwinden. Nicht verschwinden wie Injuscha, ihr Freund, den sie liebte, aber der sie verlassen hatte. Sie begann auf den Baum zu klettern und setzte sich auf einen seiner großen, mit Moos bewachsenen Äste. Das Moos war weich und wärmte sie. Der Mond in seiner Vollkommenheit spiegelte sich im See. Nur die Blätter der Bäume raschelten im Licht. Sie genoss die Stille. Ihre Traurigkeit wurde immer stärker und stumme Tränen liefen ihre Wangen hinab. Dann frischte der Wind auf und strich ihr durch die Haare und berührte sanft ihre Wangen. Er schien sie zu umarmen



und trösten zu wollen. Das Wasser plätscherte ruhig. Die Blätter summten ihre eigene Melodie, lieblich und liebevoll. Sie schloss die Augen. Der Wind und das Wasser waren ihre Freunde. Der Wind gab den raschelnden Blättern eine Melodie und das Wasser war vom Mond in der Mitte silbern, fast weiß und zum Rand hin wurde es immer dunkler. Ein Zauber, der sie gefangen hielt, jede Nacht aufs Neue. Sie fühlte sich hier frei und ohne Sorgen. Wenn auch nur für wenige Stunden. Denn sie wusste, dass sie am nächsten Morgen, wenn sie Injuscha sah, wieder sehr leiden würde. Sie war nun eins mit der Dunkelheit, ihr Körper war frei von allen Schmerzen. Sie spürte nichts außer den Frieden der Natur. Der volle Mond wanderte weiter seine Runde.



Tausende Sterne funkelten im Wasser, man konnte denken, dass viele kleine Kinderseelen dort waren.

Sie stieg langsam von ihrem Baum, ging zum See, schloss die Augen noch einmal. Ein Lächeln verschönte ihr Gesicht. Sie zog sich aus und sprang in das kühle Nass. Sie tauchte. Jede Bewegung spürte sie an ihrem Körper und das Wasser liebte sie, als wollte es das Mädchen fröhlich stimmen. Sie ließ es zu und sank tiefer. Das Wasser wurde immer kälter. Aber sie genoss es. Als sie endlich ans Ufer schwamm, sah sie, dass sich der Himmel langsam rot färbte. Sie stieg aus dem Wasser. Der Wind wehte wieder stärker und trocknete ihr die Haare und auch die Haut. Sie schlüpfte in ihre Sache und lief langsam den Weg zum Dorf zurück. Als sie die Hütten des Dorfes sah, dankte sie noch einmal dem Wind für seine Umarmungen, den Blättern für ihre Melodie und dem Wasser für die liebevolle Umarmung, die sie für Stunden ihre Traurigkeit hatte vergessen lassen.

Marie

### **Meine Freundin Janine**

Janine ähnelt mir in vielen Dingen. Vielleicht mag ich sie deshalb. Sie ist 17 Jahre alt wie ich und lebt in einem Kinderheim wie ich. Sie raucht wie ich und will auch Krankenschwester werden. Doch Janine wohnt nicht mit mir in Benshausen, sondern in einem Heim an einem See in Mecklenburg. Es

ist ein ziemlich großer See. Ich war in den Ferien dort und wir haben uns damals sofort angefreundet. Inzwischen schicken wir uns E-Mails und Briefe. Im letzten Brief schrieb Janine, dass sie mir von Leid, Schrecken, Ängsten und Enttäuschungen in ihrem Leben berichten möchte. Doch sie begann den Brief mit etwas Schönerem.

*„Liebe Marie, ich erinnere mich oft an das Beste in meiner Kindheit, das war, als ich 6 Jahre alt war und in die Schule kam. Schrecklich an der Schuleinführung war nur das Anziehen zu Hause. Ich hätte am liebsten eine weiße Bluse und Jeans angezogen. Aber meine Mama bestand auf einem Kleid, einem weißen Kleid mit roten und lila Streifen und an den Ärmeln und unten war weiße Spitze. Mein Papa durfte Jeans anziehen, er hatte ein Jackett darüber. Meine Mama hatte eine schwarze Hose und ein weißes Top und eine schöne Bluse. Sie hatte auch eine richtig schöne Frisur. Ich dagegen kurze Haare wie ein Junge. Nach dem Feinmachen sind Papa, Mama, mein Bruder und ich im Auto zur Feier gefahren und auch all die Tanten, Onkels und andere Verwandten sind gekommen. Es war schön, eine glückliche Familie war da zusammen in der Festhalle. Wir Schulanfänger saßen vorn in der ersten Reihe und dann wurden wir aufgerufen und sind auf die Bühne gelaufen. Jeder bekam eine Zuckertüte. Meine war Pink mit einer Prinzessin darauf und gefüllt mit Süßigkeiten und Barbies. Ich war damals vielleicht 1,10 m oder 1,20 m groß, aber die Zuckertüte bestimmt einen Meter vierzig. Ich habe sie umklammert wie einen Baum, anders hätte ich sie nicht halten können. Danach waren wir Kaffee trinken und ich bekam ein großes Stück Torte. Zum Schluss sind wir alle noch in die Bowling-Bar. Ich habe mitgespielt, aber nicht allein. Mein Papa hat mir geholfen. Wir schoben die*

*Kugel immer zusammen, und einmal hatten wir alle Neun. Papa und ich zusammen.*

*Ach so, fast hätte ich vergessen, dir zu sagen, weshalb ich so kurze Haare hatte und ich deshalb schon in den ersten Schultagen von den anderen gemobbt und gehänselt wurde. Ich hatte Läuse und vor der Schuleinführung hat man mir meine schönen langen Haare abgeschnitten. Weshalb meine Eltern meinen 4 Jahre älteren Bruder und mich auf keine normale Schule, sondern auf eine Förderschule geschickt haben, weiß ich bis heute noch nicht. Mein Bruder blieb dort bis zum Ende, ich nur bis zur 3. Klasse.*

*Damals war die Zeit noch gut, aber dann, als ich 12 Jahre alt war, geschah das Schlimmste in meinem Leben. Mein Papa Wolfgang hat mich immer wieder an die Brüste und anderswo angefasst. Ich habe es niemand gesagt, schrieb es nur in mein Tagebuch, doch als es meine Mutter einmal heimlich las, hat sie mich nur als verlogenes Miststück, das die Familie kaputt machen will, beschimpft. Mein kleiner Bruder und ich bekamen ständig Schläge, wenn wir irgendetwas in der Wohnung nicht erledigt oder vergessen hatten. Und manchmal sperrten uns die Eltern zur Strafe aus. Auch im Winter. Da standen wir echt einmal ohne Schuhe draußen im tiefsten Schnee. Den gibt es schließlich nicht nur bei Euch in Thüringen sondern auch bei uns in Mecklenburg! Wir kamen schließlich in das Kinderheim hier am See. Über das Heimleben muss ich dir nichts schreiben, das kennst du ja auch. Mit manchen Erziehern kommt man klar, die versuchen einen zu verstehen, andere kommandieren nur, weil es ja für alles Regeln gibt. Manchmal denke ich, dass wir hier wirklich alles bekommen, was es nur gibt: Essen und Ausflüge und gemeinsame Theaterspiele*

*und Nachhilfeunterricht und Bogenschießen und Fußballspielen. Doch immer bleibt eben die Sehnsucht nach der Liebe einer Familie. Scheiß drauf! Viel schlimmer ist vielleicht noch das Mobben in der Klasse. Da kommen wir Mädchen aus dem Heim mit dem Bus vor der Schule an und werden schon geschupst und ausgelacht: Wie sieht denn die heute wieder aus? Und so was. Irgendwann wollte ich nicht mehr. Nach den letzten Schulferien -du hattest ja vergeblich versucht mit mir zu telefonieren- hatte ich keinen Bock mehr auf Schulmobbing und nervige Kinderheimregeln und bin zusammen mit meiner Freundin Christin am Sonntagabend aus dem Heim abgehauen. Wir sind mit dem Bus zu meinem Freund Micha nach Schwerin gefahren. Micha ist 18 Jahre alt, hat in seinem Leben schon viel verkackt, ein Sturkopf, der den Hauptabschluss noch nicht hat, aber ihn auch nicht machen will. Er lebt von einem bisschen Geld in einer 1-Raum-Wohnung. Christin und ich waren vom Sonntagabend bis Donnerstagfrüh bei ihm in seiner Bude. Die Polizei suchte uns überall. Das war ein geiles Gefühl, denn die Bullen kannten seine Adresse und nahmen an, dass wir zu ihm gehen. Sie kamen immer wieder, aber sie haben uns nicht gefunden. Und ich muss auch jetzt, wenn ich dir das schreibe, wieder lachen, denn jedes Mal wenn die Polizei bei Micha klingelte und dann in seine Wohnung kam, krochen Christin und ich in den Kasten unter der Spüle, wo ansonsten der Mülleimer steht. Wir hockten in dieser Spüle, es war voll eng. Die Bullen standen in der Wohnung und mein Freund sagte immer: ‚Ich weiß nicht, wo die zwei Mädchen sind‘. Da darfst du dich echt nicht bewegen, darfst keinen Mucks von dir geben, in der Spüle. Wir saßen bestimmt 10 Mal dort drin. Einmal 20 Minuten. Die 4 Tage waren ziemlich lustig. Aber*

*am Donnerstag haben wir es nicht geschafft. Früh halb 7 pochten die Bullen schon an die Tür, und wir hatten noch geschlafen, weil wir immer erst um 11 Uhr aufgestanden sind. Es war ein Abenteuer. Wir sind vier Tage nicht aus der Wohnung gegangen, denn wir wussten, wenn wir vor die Tür gehen, findet uns die Polizei.*

*Wir haben Filme geguckt, wir haben geraucht in der Wohnung.*

*Vorher haben wir zwei Mädchen alles sauber gemacht, weil wir ja nicht im Dreck wohnen wollten. Wir haben abgewaschen, wir haben abgetrocknet, wir haben gekehrt. Die Zigarettenskippen haben wir alle entsorgt und das Bad sauber gemacht. Ich habe zum ersten Mal wieder ohne Verpflichtung gelebt und ohne Regeln des Kinderheims. Hier konnte ich endlich wieder machen, was ich wollte. Vier Tage lang.*

*Ich bin froh, im Kinderheim zu sein, aber ich brauchte mal Freiraum ohne Verpflichtung, ohne Regeln und ohne Schule.*

*Am Freitag sind wir dann aber wieder zur Schule gegangen, und da war es kaum noch auszuhalten mit dem Mobbing. ‚Du bist ja geistig gestört, einfach abbauen‘.*

*Und am Montag wollte ich nicht noch einmal in diese Klasse. Ich bin zwar mit dem Bus zur Schule gefahren, aber dann mit 3 Mädchen aus dem Kinderheim nicht in die Schule sondern den Weg zur Autobahn gegangen. Es passierte alles automatisch, ohne dass wir uns vorher abgesprochen hatten. Die Jüngste von uns, die Susann, war 13. Die ritzt sich immer. Überall, an den Armen, an den Beinen, am Bauch. Sie kommt nicht mehr zurecht mit ihrer beschissenen Familie und der Schule.*

*An der Autobahnbrücke, na ja, die ist vielleicht 50 Meter hoch, dachte ich: Janine, weshalb machst du nicht einfach Schluss, dann ist*

*endlich Ruhe. Wir wollten zusammen runterspringen, nur die Sylvie, die ist 14 Jahre, hatte Angst. Wir schickten sie also mit all unseren Klamotten zurück nach Hause ins Heim. Davor haben wir noch Gruppenkuscheln gemacht: einen Kreis gebildet und uns alle voll lange umarmt. Wir haben über Handy mitgeteilt, dass wir springen werden. Ich habe es auch meinem Freund geschrieben und er antwortete bloß: ‚Was geht den jetzt ab, ich lieb dich doch!‘*

*Wir hockten lange unter der Brücke, sind dann in die Büsche um hinauf zu klettern. Aber es dauerte zu lange. Und dann haben wir gesehen, dass auf der Brücke Polizisten standen. Und wir dachten nur: Scheiße, was machen wir jetzt? Wir haben uns einfach im Busch versteckt. Dann kam ein Hubschrauber, der hätte uns eigentlich sehen müssen. Schließlich sind wir 3 Stunden durch das Gebüsch gestolpert, sind über alles gefallen, über Äste, über Dornen, waren übelst zerkratzt und schmutzig von oben bis unten. Wir wollten dann zur nächsten Brücke, aber alle Brücken waren inzwischen von der Polizei abgesperrt. Keine Autos fahren mehr auf der Autobahn. Wir sind manchmal mehr gestolpert als gelaufen, in den Matsch gefallen, haben endlich wieder einen Weg gefunden. Aber nach wenigen Metern hielt ein Feuerwehrauto vor uns und die Männer fragten, ob wir die Mädchen von der Brücke sind. ‚Ja!‘, haben wir gesagt, und dann kamen viele Polizeiautos. Die Polizisten haben uns auf das Polizeipräsidium gebracht. Liebe Marie, du willst vielleicht wissen, was ich heute nach 10 Tagen über all das denke? Manchmal wünschte ich mir, ich wäre wirklich gesprungen. Das denke ich an Tagen, wenn ich fix und fertig bin. Aber es bringt ja eigentlich nichts, wenn man vor seinen Problemen wegrennt. Es gibt immer Scheiße im Leben. Zu meiner Freundin habe ich auch*

*gesagt: ‚Ja klar, wir haben Mist gebaut, aber es sollte ein Hilferuf sein, damit uns jemand aus dieser Scheiße herausholt.‘ Ich kann nun mal nicht überhören, was andere sagen. Wenn jemand etwas sagt, geht es bei mir in ein Ohr rein und bleibt im Kopf stecken und geht nicht zum anderen Ohr wieder heraus. Das Gehirn arbeitet dann daran und kommt manchmal zu falschen Schlussfolgerungen. Dann verzweifle ich und dann ritze ich mich immer wieder. Das Ritzen, das ist nicht so, dass ich mir das Leben nehmen will. Es holt mich durch den Schmerz auf den Boden der Tatsachen zurück. Ich schneide mir auch nicht unten die Pulsadern auf, sondern oben den Handrücken. Aber sehr tief. So, nun habe ich dir alles geschrieben was passiert ist, und weil ich von etwas Guten am Anfang des Briefes gesprochen hatte, soll auch am Ende noch etwas Gutes stehen. Ich habe inzwischen meine erste Prüfung, Verteidigung der Arbeit über PA, bestanden, und in den letzten 14 Tagen vor den Ferien in dieser Klasse sage ich mir nur noch: Die können mich alle mal, die sehe ich nie wieder! Aber ich muss meinen Abschluss schaffen, weil ich sonst meinen Ausbildungsvertrag zur Krankenschwester, den ich ja schon unterschrieben habe, in die Tonne klopfen kann.*

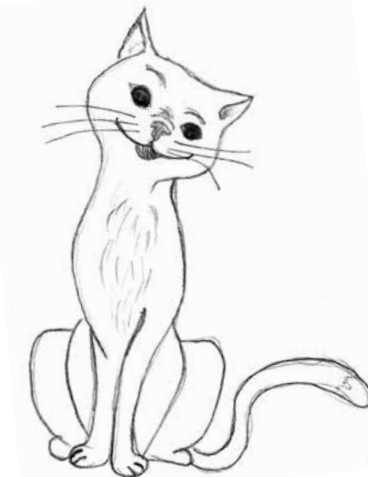
*Marie, kommst du mich in den Ferien besuchen? Dann werden wir wieder hier am See liegen und wie damals die Wolken in Figuren verwandeln. Oder soll ich zu dir nach Thüringen kommen? Aber ich steige nicht gerne die Berge hinauf mit meiner Raucherlunge. Hey, mach's gut, ich muss noch pauken, Deine Janine.“*

Morgen werde ich ihr antworten und ihr schreiben, dass sie nicht alles so übelst schwarzsehen soll, denn ich werde für sie immer eine gute Freundin bleiben. Egal was passiert.

Robby

## Flori und die Hexe

Es war einmal ein Junge, er hieß Flori. Er wohnte mit einer Katze ganz alleine in einem Haus im Wald. Die Katze war ein Kater und hieß Garfield. Flori ging in den Wald um Beeren zu suchen und kam an ein fremdes Haus, das er noch nie gesehen hatte. Der Junge ging in das Haus. Da sah er eine alte hässliche Frau. Er wusste nicht, dass im Haus eine Hexe wohnte. Sie verwandelte ihn in ein Vöglein. Flori hatte vergessen, seinem Kater Garfield Futter zu geben. Deshalb war der Kater in den Wald gerannt um Flori zu suchen und ihm zu sagen, dass er kein Futter bekommen hat. Der Kater Garfield suchte und suchte und sah plötzlich ein Vöglein am Hexenhaus. Er wollte es fressen, da er nicht



wusste, dass es Flori ist. Aber das Vöglein war schneller und flog davon. Die Hexe sagte: „Ich will Beeren suchen im Wald.“ Sie stellte einen Käfig vor das Haus, in dem sie dann das Vöglein fangen wollte. Doch sie suchte keine Beeren, sondern versteckte von ihr gestohlene goldene Ringe. Das Vöglein Flori sah es. Da war die Hexe ganz erschrocken. Sie eilte schnell zu ihrem Häuschen, aber auch Flori flog sofort hinterher. Er flog in den Käfig. Die Hexe sprang ihm nach. Sie war so schnell, dass die Tür vom Käfig zuschlug. Ihr Zauberstab lag aber draußen. Der Kater fand den Zauberstab. Das Vöglein machte sich ganz schmal und flog durch die Gitterstäbe. Die Hexe war gefangen. Da sie wieder frei kommen wollte, verwandelte sie mit einem Zauberspruch das Vöglein wieder in Flori. Flori und Garfield gaben der Hexe jedoch den Zauberstab nicht zurück und machten auch den Käfig nicht wieder auf. Die Hexe war für immer eingesperrt. Flori und der Kater holten die gestohlenen Ringe und gaben sie im Fundbüro ab. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Robby

### **Der Knappe und sein kleiner Drachen**

Es war einmal ein Junge, der hieß Robert und war erst 9 Jahre alt, aber schon ein Knappe im Schloss. Er musste den König beschützen und wollte später ein Ritter wer-

den. Der Knappe wurde immer von seinem Freund, einem kleinen Drachen, begleitet. An einem Mittwoch hatte der Knappe sich gerade mit dem König unterhalten. Als der König danach hinausgehen wollte und das Tor aufmachte, stand ein böser großer Drachen vor ihm. Der Knappe zog sein Schwert heraus und wollte den Drachen töten, doch der König sagte ihm, dass er noch keine Drachen töten darf, weil er erst 9 Jahre alt ist. Er war am 10. September 2004 geboren. Der König rannte ins Schloss zurück, aber der große, gefährliche Drachen kam hinterher, um den König und den Knappen zu fressen. Da stellte sich der Freund des Knappen, der kleine Drachen, dem Ungeheuer in den Weg. Der große Drachen hätte den kleinen fast getötet, aber da hat der Knappe Robert doch noch sein Schwert herausgezogen und obwohl er erst 9 Jahre alt ist, den großen, bösen Drachen erschlagen. Da feierten alle im Königsschloss ein fröhliches Fest und der kleine Knappe ist nun der große Drachenkrieger. Und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er noch heute.

Gini

### **Das Innere der Glaskugel**

Ich wartete in Martins Wohnung auf ihn. Es ist zwar nur eine kleine Wohnung, die ihm gehört, aber besser als gar nichts. Martins Katze schlich um meine Beine, als er zur Tür her-

einkam. Es war Winter und meine Metal-Seele sehnte sich nach dem Sommer und der Festivalsaison. Martin stellte seinen Rucksack auf den kleinen schwarzen Stubentisch. Er schnaufte tief durch, war erleichtert, die Arbeit hinter sich zu haben und ins Wochenende zu gehen. Er gab mir einen Kuss und sagte: „Ich hab dir was mitgebracht.“ Sein langes braun-rotes Haar war nass vom Schnee. Wieder bestaunte ich seine Jacke, die er anhatte: die alte Armeejacke und schwarze Sommerjacke zugleich war. Martin hatte beide in der Mitte zerschnitten und die unterschiedlichen Hälften zusammengeñäht. Er kann so etwas und es sieht gut aus.

Martin kramte in seinem Rucksack. „Was hast du mitgebracht?“, fragte ich. „Schließ die Augen!“ Es dauerte nur einen Moment, bis er sagte: „Menzle, mach deine Augen wieder auf.“ Als ich sie öffnete, hielt Martin eine silberne Glaskugel, so groß wie eine Honigmelone, in der Hand. Für Kenner: so groß wie eine Rosenkugel. Mein Gesicht spiegelte sich in dem Glas. Martin ist Glasmacher in Lauscha. Wer noch nichts von Lauscha gehört hat, ist meiner Ansicht nach doof und sollte einfach mal dorthin fahren. Es gibt in meinen Augen nichts Schöneres als die Glasstadt Lauscha und ihre Hangwiesen auf dem Eller und dem gegenüberliegenden FC-Berg.

Während ich noch über Martins Geschenk staunte und mich freute, sagte er: „Ich dachte, sie wird dich fröhlich machen. Keiner wollte sie, denn sie hat einen kleinen Sprung. Gefällt sie dir trotzdem?“

Ich sah in seine dunklen Augen. „Sie ist perfekt“, flüster-

te ich. Die Kugel, die ich nur mit zwei Händen festhalten konnte, legte ich in meinem Schoß und streichelte Martin die Wange. Er lächelte. Auch wenn die Kugel angeschlagen war, freute ich mich sehr über das Geschenk. Mehr als über das Weihnachtsgeschenk, denn die Kugel berührte mich.

„Es ist schön, dass sie dich glücklich macht, Gini“, sagte er. Ich küsste ihn.

Kyo, Martins Katze, saß wie immer am Fenster. Kyo ist dämlich, sie schläft nie in ihrem Katzenhaus, sondern lieber auf dem Sofa oder auf einem von Martins mit braunem Stoff bezogenen Sesselstühlen. „Ich mache jetzt was zu essen“, sagte Martin und weckte mich aus meinem Staunen. Ich legte die Kugel in Martins Glasschrank. Sie sah schön aus zwischen seinen vielen anderen Glassachen.

Nachdem wir gegessen hatten, sahen wir uns wie immer einen Horrorfilm auf dem Laptop an. Wir lieben Horrorfilme. Im Allgemeinen kommt ja nie was Gescheites im Fernsehen. Also sehen wir uns Filme auf dem Laptop an.

Trotz Horrorfilm wurde ich schnell müde. Martin hat zwar wie gesagt eine recht kleine Wohnung, aber ein sehr großes Bett. Während er das Licht ausmachte und ich noch einmal die Glaskugel bewunderte, legte ich mein Kissen neben seins. Er nahm mich in den Arm und es dauerte nicht lange bis ich einschlief.

Ich stand erst gegen 10 Uhr auf. Noch halb verschlafen schleppte ich meinen müden Körper ins Bad. Martin stand schon an der Kaffeemaschine. Er stutzte, als er aus dem Wohnzimmer eine leise Stimme hörte, die „Hier! Hier!“ rief.

Was zum Teufel, dachte Martin, ist das? Die Stimme kam aus dem Glasschrank. Dort, wo die Glaskugel lag. An der Stelle, an der sie gesprungen war, leuchtete ein greller Lichtstrahl. Er holte sie aus dem Schrank. Da hörte er: „Wer bist du und was ist dein Begehrt?“ Martin war vor Schrecken verwirrt und entsetzt.

Ich kam in die Wohnstube und sah den verstörten Martin mit der Kugel. Und dann hörte auch ich, wie eine Frauenstimme sagte: „Was begehrt ihr beide?“ Verdammt, dachte ich, da sprach jemand aus der Kugel. „Ich frage euch noch mal, was ihr wünscht“, tönte es aus der Kugel. Martin sagte mit entsetzter und leicht wütender Stimme: „Ich bin der Martin, wir wollen nichts. Was ist das für ein idiotisches Spiel? Wer bist du?“

„Ich bin Gini“, antwortete die Kugel.

Martin flüsterte: „Sie behauptet, dass sie Du, dass sie Gini, ist.“

Ich schrie: „Du kannst nicht Ich sein! Mich gibt es nur einmal!“

Ich schaute in die Glaskugel hinein. Und dort erkannte ich mich, klein, aber wirklich noch einmal. Ich, die Gini.

Martin sah mich entsetzt an. Aber irgendwie hatte alles auf eine verstörende Art und Weise was Cooles. „Ich verstehe nichts mehr“, sagte ich.

Martin setzte sich aufs Sofa und ich daneben.

„Ist das nicht voll schräg?“, fragte Martin mit einem Grinsen. Er stellte die Kugel auf den Tisch. Wir sahen beide hinein und da geschah es.

Bevor wir es verstehen konnten, saßen wir nicht mehr in Martins winterlicher Wohnung, sondern standen auf einer Sommerwiese. Wir bekamen vor Entsetzen und Aufregung den Mund nicht mehr zu. Was war geschehen? Ich sah um mich nur Wälder und Wiesen. Es sah aus, wie bei uns im Wald auf dem Eller und dem FC-Berg. Doch da stand die Gini aus der Kugel: ein Mädchen wie ich mit blonden Haaren und blauen Augen. Sie glich mir, als würde ich in den Spiegel blicken. Ich fragte: „Wer bist du?“ Sie lachte. „Naja, ich bin Gini, ich bin Du. Willkommen in deinem Reich der Fantasy. Im Reich des Chaos, der kultischen Krieger, des Kampfes, des Tötens und der Folter.“

Ich wäre am liebsten in Ohnmacht gefallen. Wie immer mit den Weibern in den Liebesschnulzen. Aber es war einfach zu cool. Was Martin gerade dachte, wusste ich nicht. Er stand immer noch mit offenem Mund da. Die andere Gini rief: „He, kommt ihr mit oder habt ihr schon Wurzeln geschlagen?“ Sie trug eine schwarze enge Hose. Mindestens zehn Lochspringer und ein *Ironmaiden*-T-Shirt. Wir liefen ihr nichts ahnend hinterher. Das schönste war, Martin und ich ranneten ja noch im Nachtzeug herum. Er mit dreiviertel langen grauen Hosen und einem sehr dünnen schwarzen ärmellosen Shirt. Ich mit Top und kurzer Hose. „Wohin sie uns wohl führen wird?“, fragte Martin. Aber ich konnte es mir nicht vorstellen. Ich meinte: „Kommt es dir nicht auch so vor wie auf dem FC-Berg? Dort hinten müsste die Schotterwerk-Stelle sein.“ Martin nickte. Doch als sie der Gini aus der Glaskugel in Richtung Schotterwerk hinterher liefen, sagte

Martin plötzlich entsetzt: „Es ist hier nichts mehr wie sonst. Stattdessen ...“

Beide trauten ihren Augen nicht. Dort wo sie oft bei ihrem Metal- und Punkkonzerten gefeiert hatten, standen heute phantastische, unwirklich große Bäume, gespenstische Galgen, Hügel, auf denen Feuer brannten. Kultische Krieger zogen über Schlachtfelder. Schwerter blitzten. Verwundete röchelten. Vergewaltigte Frauen schrieten. Und unter dem größten Galgen stand die geheimnisvolle Gini in ihren schwarzen Klamotten und lachte laut. Martin erstarrte und ging keinen Schritt weiter. Gini murmelte immer nur noch: „Was soll das schreckliche Spiel hier auf unserem Berg?“ Die Glaskugel-Gini erklärte ihr sehr laut und schrill: „Gini, ich kenne dich. Ich bin wie du. Und du bist wie ich. Du hast mir dein Reich der grausamen Fantasy gezeigt. Nun spiegelt es sich hier. Ein Spiegel im Spiegel. Deine Welt in der Glaskugel.“

Martin hielt meine Hand fest. Ich wollte der Glaskugelgini folgen, aber er blieb stehen. „Gini, ich weiß nicht, wenn das hier alles so ist, wie es in deiner Fantasy-Welt abgeht, wird das nicht zum Guten kommen. Du musst zugeben, dass du nicht gerade eine normale Phantasie hast. Oder sagen wir mal, manchmal eine buntere Vorstellung, wenn du verstehst.“ Martin sagte es eher unsicher und unruhig mit leiser Stimme. Da fiel mir auch auf, dass er seine Brille nicht mit hatte. Naja, ohne sie sah er zwar besser aus, aber ich konnte verstehen, weshalb er sich Sorgen machte. Ich hatte manchmal echt kranke Vorstellungen, die auch krass abliefen: von der Folter

zum Mord und so. Aber auch Träume von Freundschaft und Liebe und fürsorglichen Menschen und schöner Natur und so. Ich entgegnete Martin: „Wenn das hier nur meine Phantasien sind, wird uns nichts schlimmes geschehen.“

Die andere Gini lief schneller, ließ das Schlachtfeld hinter sich. Sie winkte uns und befahl, dass wir ihr folgen sollten. Doch wir blieben stehen und hielten uns an den Händen, bis sie hinter den gespenstisch hohen Bäumen verschwunden war.

Und plötzlich sah ich unsere Welt von Metal und Punk wieder. Meine Freunde tranken Bier, spielten Gitarre, verrenkten ihre Körper artistisch. Und Martin und ich trugen keine Schlafklamotten mehr, sondern schwarze Jeans, Band-T-Shirts und Metalkutten. Und plötzlich war alles wieder so wie immer bei uns auf dem Eller und dem FC-Berg in Lauscha.

Michi

### **Willi, der Elefant**

Die Zuschauer stöhnten laut auf, als Sissi den Elfmeter verschoss. Es blieb beim 2:1 für die gegnerische Mädchenmannschaft. Es war ein sehr wichtiges Spiel, denn der Sieger würde in die höhere Klasse aufsteigen. Aber noch blieb eine Halbzeit um das Ergebnis umzudrehen. Schon 5 Minuten nach dem Wiederanpfiff gelang der Mannschaft von Sissi der viel umjubelte Ausgleich. Nun fehlte nur noch

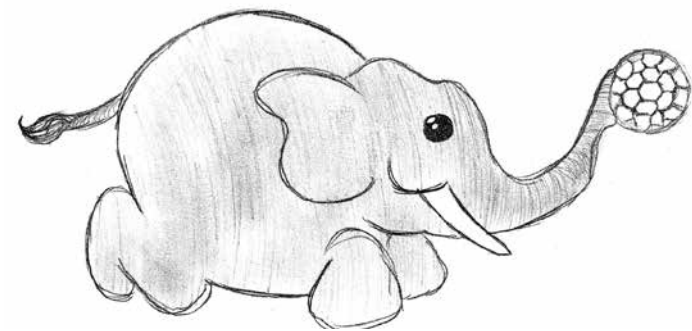


ein Tor. Das würde über den Aufstieg entscheiden. 5 Minuten vor dem Ende des Spiels wurde Sissi im Strafraum gefoult. Sie schoss den Elfmeter nicht selbst, sondern das machte ihre beste Freundin Sarah. Ein Aufschrei im Stadion: Der Ball ging über das Tor. Kurz vor dem Schluss des Spiels schossen die Gegner das dritte Tor. Das war die Entscheidung. Nach dem Spiel beschimpften die Mädchen Sissi und Sarah als große Versager, als Nichtskönner, die alles verdorben hätten. Sie beschimpften die beiden so lange, bis diese heulend ihre Sachen nahmen und todtraurig nach Hause gingen. Auf dem Weg versprachen sich beide, nie wieder Fußball zu spielen. Sie wollten auch die anderen Spielerinnen nie wieder sehen.

„Am besten, wir gehen weit weg und fahren auf eine Insel, auf der niemand lebt.“, sagte Sissi und Sarah nickte. Sarahs Vater hatte ein altes Holzboot, mit dem wollten sie den Fluss entlang und auf das Meer bis auf eine Insel fahren. Sie packten ein paar Klamotten ein und am nächsten Morgen trafen sie sich schon ganz zeitig, denn ihre Eltern durften nichts bemerken. Als sie ein Stück mit dem Ruderboot gefahren waren, sah Sarah, dass Sissi einen Fußball mitgenommen hatte. „Hey wir wollten doch nie wieder Fußball spielen.“, sagte Sarah. „Aber auf der Insel, wenn wir ganz allein sind, sieht es doch niemand.“, sagte Sissi.

Schließlich ruderten sie in das Meer und bald sahen sie kein Land mehr. Doch als ein großer Sturm begann, kenterte das alte Holzboot. Es versank im Wasser und die beiden mussten schwimmen. All ihre Sachen gingen mit unter. Nur

der Ball schwamm im Wasser. Sie hielten sich an ihm wie an einem Rettungsring fest. Sissi und Sarah wussten nicht, ob sie 2 Stunden oder 3 Stunden oder 4 Stunden so geschwommen waren. Dann sahen sie eine Insel. Sie hofften, dass keine Menschen auf der Insel sein werden. Doch als sie ans Ufer traten, stand dort ein Mann mit brauner Haut und einem Speer in der Hand. Sarah hielt den Ball krampfhaft fest. Wahrscheinlich dachte der Inselbewohner, dass es eine gefährliche Waffe ist, denn er wollte den Ball mit dem Speer zerstechen. Sissi und Sarah rannten weg und der Ball sprang ihnen hinterher. Sie spielten ihn sich gegenseitig mit den Füßen zu. Darüber musste der Mann mit dem Speer laut lachen und er rief in den Dschungel hinein. Es erschienen noch viele Männer, nur Männer, alle braun, aber keiner hatte einen Speer. Sie gaben den zwei Mädchen zu Essen, sie pflückten ihnen Nüsse und reichten ihnen Wasser. Aber der Mann mit dem Speer, es war der Häuptling, schaute immer wieder neugierig auf den Ball. Und nach einigen Tagen, als Sissi und Sarah aus Langeweile wieder mit dem



Ball spielten, schoss ihn Sarah plötzlich sehr weit bis in den Dschungel hinein. Sie liefen um den Ball zu suchen und erschrecken furchtbar. Ein riesengroßer Elefant hatte den Ball mit seinem Rüssel in die Höhe gehoben und balancierte ihn auf dem Kopf und auf dem Rüssel hin und her. Der Elefant wurde ein guter Freund der Mädchen. Mit ihm spielten sie und Sarah gab ihm den Namen Willi. Willi hieß ihr Bruder. Denn inzwischen hatten sie auch ein wenig Heimweh. Nicht nur der Häuptling, sondern auch die anderen Männer wollten nun mit Sissi Ball spielen. Und eines Tages sagten die Mädchen: „Wir werden zwei Mannschaften bilden und hier auf der Insel ein richtiges Fußballspiel beginnen.“ Sarah suchte sich 10 Mitspieler aus und Sissi wollte sich auch 10 aussuchen. Aber insgesamt lebten auf der Insel nur 19 Männer. Das sagten die Mädchen: „Es geht nicht auf. Einer muss draußen bleiben.“ Aber alle Männer wollten spielen. Gut, sagte Sissi, dann sind wir eben nur 10. Doch da kam laut trompetend, Willi, der Elefant aus dem Dschungel gelaufen. „Ja“, sagte Sissi, „das ist unser elfter Mann. Er wird unser Tormann sein.“ Und so begannen sie mit ihm, aber ohne Schiedsrichter, das Spiel. Willi, der Elefant, war so groß wie das Tor. Und so sehr sich Sarahs Mannschaft auch anstrengte, sie schossen keinen einzigen Ball in das Tor hinein. Alle prallten an Willi, dem Elefanten, ab. Monate später, überall hatten die Eltern die Mädchen gesucht, ankerte ein großes Motorschiff vor der Insel. Sarah und Sissi wollten sich verstecken, doch auf dem Schiff winkten ihre Eltern und die 9 Mädchen ihrer Fußballmann-

schaft. Weil ihnen, seitdem Sarah und Sissi verschwunden waren zwei Mädchen fehlten, konnten sie nicht mehr spielen. Alle umarmten sich. Und Sarah und Sissi schlugen vor, Willi, den Elefanten, mitzunehmen und ihn beim nächsten Spiel zu Hause im Stadion ins Tor zu stellen.

Julia

### **Der Ernst des Lebens**

Es ist scheinbar schon eine Ewigkeit dunkel. Ich liege im Bett, doch ich bin hellwach. Mit aller Mühe versuche ich meine Augen geschlossen zu halten. Wenn ich doch nur endlich einschlafen könnte. Alles um mich herum ist still. Nur in meinem Kopf nicht. Die Gedanken kreisen immer wieder um den morgigen Tag.

Morgen ist es soweit – der berühmte „Ernst des Lebens“ beginnt. Bin ich gut genug auf diesen Tag vorbereitet? Reichen ein paar Jahre Studium aus, um in der Praxis zu bestehen? Immer wieder überlege ich, was ich morgen machen muss.

Das Erste und Wichtigste: Nicht verschlafen! Dann frühstücken, duschen und Sachen packen – Hausschuhe nicht vergessen (Alle müssen vor den Türen die Straßenschuhe ausziehen!) Endlich losfahren. Doch wann? Ich brauche normalerweise 20 Minuten. Aber was, wenn ich in einen Stau gerate? Ich darf am ersten Tag nicht zu spät kommen.

Also rechne ich lieber 30 Minuten ein. So habe ich noch 10 Minuten Puffer. Wenn ich angekommen bin muss ich nur noch die richtigen Kinder finden. Der Weg durch das große verwinkelte Haus ähnelt einem Labyrinth. Also sollte ich für das Suchen, Herumirren und nach dem Weg fragen vielleicht doch noch mal 10 Minuten einplanen. Nach der Ankunft wird mir die Kollegin, die ich schon kenne, die Heimordnung und alles Wichtige noch einmal erklären und mir das Haus zeigen. Schließlich werden mich 11 Augenpaare anschauen. 11 Kinder, für die ich ab sofort mit verantwortlich bin und die mich voller Erwartung oder auch skeptisch anschauen werden. Doch schließlich habe ich das alles studiert.

Über die Erinnerung an die Lehrbücher schlafe ich endlich ein.

Der Handywecker klingelt. Ich bin schon lange wach, ich habe nur noch auf die mir vertraute, fröhliche Melodie aus dem Handy gewartet. Danach schwinge ich in freudiger und gleichermaßen neugierig ängstlicher Erwartung auf den heutigen Tag meine Beine aus dem Bett. Es läuft alles planmäßig. Ich frühstücke reichlich, springe unter die Dusche, die mir einen klaren Kopf verschafft. Früher als ich gedacht habe, bin ich fertig und entschlief mich entgegen der nächtlichen Planung schon eher loszufahren.

Umso mehr Zeit werde ich haben, um die richtige Gruppe zu finden, denke ich. Auf der Autofahrt versuche ich mich mit den Beatles abzulenken, denn ich merke, wie die Aufregung proportional zu den gefahrenen Kilometern steigt.

Ich singe mit. Die Fahrt vergeht wie im Flug. Aber wohl viel zu schnell, denn ich bin fast eine Stunde zu früh angekommen. Nun bereue ich meine eigentlich lobenswerte Philosophie: „Lieber zu früh als zu spät.“ Diese knappe Stunde, die ich jetzt noch warten muss, ist das Schlimmste. Sie kommt mir vor wie eine Ewigkeit, in der ich mir abermals Gedanken darüber mache, was heute alles schiefgehen kann. Die Begrüßung des Chefs zu förmlich, zu höflich, zu vertraulich... Meine Fragen zu doof... Meine Antworten zu unüberlegt und schnell... Vielleicht mit Jeans und T-Shirt zwar für die Hilfe in der Küche richtig angezogen, aber ansonsten nicht autoritär genug... Vielleicht werden die Kinder mich mit meinen 24 Jahren nicht akzeptieren... Mich bei der ersten Begegnung einfach ignorieren...

Nach 30 Minuten endlos scheinenden Wartens beschließe ich mich auf den Weg zu machen. Hinein in das Gebäude, welches ich ab heute meine Arbeitsstelle nennen darf, hinein in das Abenteuer, welches mir bevorsteht. Hinein in den Ernst des Lebens, in das Kinder- und Jugendheim Benshausen.

Der Chef hat nur Zeit für ein flüchtiges, aber freundliches: „Guten Tag und herzlich Willkommen, später ...“ Die mir schon vertraute Kollegin zeigt mir noch einmal die Heimordnung und führt mich durch das Haus. Und dann Treppen, Gänge, Vorderhaus, Hinterhaus, Küche, Speiseraum, Kreativräume, Verwaltung ... Endlich die Tür zu den Zimmern der Gruppe 1. Ich ziehe die Straßenschuhe aus und die Hausschuhe an.

Im Gang toben zwei Mädchen, bewerfen sich mit zerknülltem Zeitungspapier. Im Gemeinschaftsraum schauen drei Kinder kurz auf, mustern mich, sagen höflich „Guten Tag“ und vertiefen sich dann wieder in ein blödes Spiel ... Ruhig bleiben, denke ich.

Die Kollegin hatte alle 11 Kinder der Gruppe 1 in den Gemeinschaftsraum gebracht. Bevor sie mich vorstellt, kommt eines der Kinder, nimmt mich an der Hand und sagt: „Sind Sie die Neue? Ich habe mein Zimmer heute sehr schön aufgeräumt, kommen Sie mit, ich zeige es Ihnen.“

Seit diesem Tag ist fast ein Jahr vergangen. Ich lernte mit und von den Kindern, von ihrer ersten Skepsis bis zu ihrem späteren Vertrauen. Ich begriff ihre Sorgen und Nöte, auch die privatesten, die sie mir bald Hilfe suchend anvertrauten. Ich teilte mit ihnen die Freude über gute Zensuren und die Fröhlichkeit der Ausflüge. Alles wie in einer großen Familie.

Natürlich konnte ich zuvor im Studium nicht alles aus den Lehrbüchern lernen, was mich in meiner praktischen Arbeit erwartete. Aber ich wachse hinein. Tag für Tag.

Anhänge

### **Versuch einer Würdigung** („Freies Wort“ Suhl, 04.12.2013)

Kleine Begebenheiten können oft bedeutungsvoller sein als große Worte. Also: Eingangstür zum Kinder- und Jugendheim Benshausen. Danach drei, vier Stufen und eine Tür. Auf den Stufen hockt ein vielleicht 10-jähriger Junge. Trommelt wütend auf einen Ball, murmelt immer wieder „Nein, ich gehe nicht rein, nicht wenn Kinder dabei sind!“ Neben ihm auf der Treppe sitzt eine sehr junge Frau. Sie redet mit Engelszungen auf ihn ein. Er aber störrisch: „Nein, ich sage es nur Erwachsenen, dem Herrn Peik.“ Hinter der Tür tagt der Sprecherrat vom Kinderheim: Kinder, Mitarbeiter und Heimleiter Wolfgang Peik besprechen und entscheiden über Vorhaben im Heim. Dem Sprecherrat müssen Kinder die im Heim „Mist gebaut“ haben auch Rede und Antwort stehen. Der Rat ist ein „Ziehkind“ von Wolfgang Peik. Schon in der DDR hatte er dieses Gremium jedes Jahr demokratisch wählen lassen. Wolfgang Peik, Diplompädagoge lebt seit 1968 im wahrsten Sinne des Wortes für und mit den Kindern. Sowohl im Fröbelheim Bad Liebenstein als auch in Benshausen wohnte er mit seiner Frau, (auch eine Heimerzieherin) und 3 Kindern, ständig im Heim. Tag und Nacht erreichbar. In der DDR schaufelte er nachts oft die Braunkohle in die nimmersatte Heimheizung und nach der Wende besorgte er u. a. auch mit Hilfe der Sponsoren vom Lions Club Geln-

hausen und der Benschhäuser Firma „Veritas“ Computer und Fahrzeuge fürs Heim, das er seit 1980 leitet. Über tausend Kinder lebten in den 33 Jahren seiner Tätigkeit dort. Die meisten kennt er noch mit Vornamen. Mit seinen Mitarbeitern half er ihnen „den Weg ins Leben“ zu finden. Eine von ihnen, Mary, ist heute Lokführerin in Koblenz. Und Michele mit dem er in seiner Heimzeit oft Schwierigkeiten wegen „unerlaubter Fahrzeugbenutzung“ hatte hielt vor kurzem mit seinem Truck vor dem Heim, bedankte sich und erzählte stolz, dass er als Berufskraftfahrer mit diesem „Riesenschiff“ durch ganz Europa fährt.

Heute wird der 67-jährige Wolfgang Peik nach 45 Jahren als Heimerzieher und 33 Jahren als Leiter des Heims in Benschhausen verabschiedet.

Trucks, Lokomotiven werden nicht vor der Tür stehen aber viele, inzwischen erwachsene junge Leute, die wie sie sagen „ohne in diesem Heim ein neue große Familie gefunden zu haben“ vielleicht im Leben gestrauchelt wären. Und die Kinder die noch in kleinen Familiengruppen im Heim leben werden am Tag der Verabschiedung dem Wolfgang Peik auf ihre Weise danken: Mit Liedern, Musikstücken und Laienspiel. Sie könnten auch aufzählen was unter seiner Leitung und durch das Engagement aller Mitarbeiter im Heim entstanden ist: Kultur- und Singegruppen die thüringenweit auftreten, Musikunterricht für viele Instrumente, Zeitungsredaktion, Märchenspielgruppe, Fußballer, Kampfsportler, Bogenschützen, Freizeitreffen für Geburtstagsfeten....

Aber das wird man heute offiziell in vielen Reden würdigen. Also: Das Ende der kleinen Treppen-Begebenheit vor der Tür hinter der der Sprecherrat tagte. Der Junge „der Mist gebaut“ hatte, weigert sich reinzugehen. Und die Betreuerin sagt einsichtig: „Gut das nächste Mal.“ Und sitzt mit ihm noch lange auf der Treppe, denn Maria kennt das alles. Sie kam mit ihrer Zwillingsschwester als sie 5 Jahre alt waren ins Heim. Inzwischen ist sie 19 und hat Friseur gelernt. Und absolviert jetzt ein Praktikum im Heim. Sie will mit ihrer Schwester „ins Heim zurück“ und Heimerzieherin werden. Wie fünf andere der ehemaligen Benschhäuser Heimkinder die heute bundesweit als Erzieherinnen arbeiten!

Mehr muss man nicht aufzählen um Heimleiter Wolfgang Peik zum Abschied zu sagen: Danke für 45 Jahre Leben für und mit den Kindern!

(L. S. und die Schreiberlinge)

## Von Träumen und Hoffnungen

(„Freies Wort“ Suhl, 26.06.2014)

**Benshausen.** Voller Stolz und Freude nahmen Xenia, Michele, Martin, Marie, Julia, Virginia und Robert vom Kinder- und Jugendheim Benshausen ihre Qualitätsnachweise als Nachwuchsdichter entgegen. Mit diesen Zertifikaten wird ihr fleißiges und intensives Schaffen in der vom Bödecker-Kreis initiierten Schreibwerkstatt mit dem Dietzhäuser Schriftsteller Landolf Scherzer gewürdigt.

Der holländische Olympiasieger und Weltmeister, Anton Geesink, der die Hegemonie der Japaner im Judo brach, hielt im Sommer 1992 in Budapest ein Vorführungstraining. Während des Trainings forderte er zwei Schüler auf die Tatami und fragte die umstehenden Fachleute, wieviel Zeit nach ihrer Meinung notwendig sei, bis die Jungen zu einem Wettkampf fähig sind. Zum Erstaunen der Fachleute, die ein halbes Jahr und mehr für notwendig hielten, gaben die Jungen innerhalb von zwei Minuten die Antwort und kämpften. Zum Wesen des Menschen gehört auch immer der Wunsch, sich geistig als auch körperlich zu bewähren und sein Können selbst auf die Probe zu stellen. Und in welchem Kind stecken nicht Träume, Sehnsüchte und Hoffnungen, die sie gern in einem Brief, Tagebuch oder in einer anderen Form festhalten möchten? So zum Beispiel über zerstörte Freundschaften, Probleme mit den Eltern oder in der Schule, aber auch über gewöhnliche und ungewöhnliche Erlebnisse im täglichen Umgang und Miteinander. Die vom Bundesver-

band des Friedrich-Bödecker-Kreises organisierte und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte Schreibwerkstatt mit professionellen Autoren ist ein wichtiges Projekt, um Kinder und Jugendliche an das Lesen und Schreiben literarischer Texte heranzuführen.

Es ist einfach erstaunlich, was nach der Kennlernphase im November 2013 und in der folgenden intensiven Arbeitsphase der insgesamt 15 Treffen unter Regie von Landolf Scherzer und Ellen Blumert, Geschäftsführerin im Landesverband Thüringen und Mitglied des Bundesvorstandes der Friedrich-Bödecker-Kreises, an spannenden druckreifen Texten herausgekommen ist. Noch spannender wird es für die Nachwuchsdichter, wenn das Buch über das Projekt mit all seinen Schritten, Werkstätten und Geschichten im Mitteldeutschen Verlag erscheinen und Donnerstag, den 18. September, in der Stadt- und Kreisbibliothek Bibliothek Zella-Mehlis vorgestellt wird.

Literarische Kostproben gab es vor wenigen Tagen schon einmal zur letzten offiziellen Schreibwerkstatt bei Erdbeer- und Schokotorte, Kaffee und Kakao und vielen Überraschungsgeschenken für die jungen Autoren im Kinderheim. Die Mädchen und Jungen im Alter von neun bis 17 Jahren waren ganz schön aufgeregt und nervös beim Vortragen ihrer Geschichten über Sehnsüchte, Träume, enttäuschte und fehlende Elternliebe, Hoffnungen, zerstörte Freundschaften, über Krankheiten, Tod, Leben und Phantasien.

Schritt für Schritt tasteten sich die jungen Autoren an ihre Geschichten heran. Das fing an mit Weihnachtserzählung,

Personenbeschreibungen, literarischen Protokollen, Erarbeitung der eigenen Lebensgeschichte. Weshalb lebe ich im Heim und nicht bei meinen Eltern, was war früher mein zu Hause oder welche Konflikte gab es dort, waren Fragen, auf die Antworten gesucht wurden. Bei allen Werkstätten wurden vertraute Partner einbezogen, so zum Beispiel der ehemalige Heimleiter Wolfgang Peik oder die jetzige Leiterin Kathrin Langanke, aber auch die Stadt- und Kreisbibliothek Zella-Mehlis. Auch ein Besuch der Thüringer Landesmedienanstalt in Erfurt gehörte zum Projekt. Stehvermögen war also angesagt, um endlich die eigene Geschichte aufzuschreiben und dann nach und nach zu einer fiktiven Erzählung zu verarbeiten.

Michele, die besonders Tiere liebt, verarbeitete ihre Fantasien in der Geschichte „Willi, der Elefant“. „Drei Worte: Fußball, Tiere und Mensch wurden mir von Landolf Scherzer vorgegeben“, erzählt Michele. „Ich habe den Elefanten mit all seinen tierischen Charakteren zum Thema gewählt.“ Sehr kompliziert verlief die Geschichte mit Virginia. Seit über fünf Jahren lebt sie Heim. Trotzdem möchte sie immer nach Hause zu ihrem Vater. Geboren wurde sie in der Glasbläserstadt Lauscha. Was lag da näher, all ihre Erinnerungen aus ihrem Heimatort aufzuzeichnen? Sie gab ihrer Geschichte den vielsagenden Titel „Das Innere der Glaskugel“, war doch ihr Opa ein geachteter Glasmacher im Ort. In ihrer Geschichte geht es nicht um die Glaskugel als Objekt, sondern um ein zweigeteiltes Leben. Das eine verlief sehr harmonisch und das andere endet auf einem

Schlachtfeld. Ihren Wechsel ins Heim verglich Virginia mit einem großen Sturm. Der weihnachtlich geschmückte Baum auf dem Markt mit den vielen Glaskugeln fiel in dieser Nacht um. Nur eine blieb ganz, die Kugel mit dem Mädchen, das fortan im Heim leben musste, weil die Harmonie plötzlich zerbrach. Ergreifend und spannend liest sich die Geschichte von Marie unter dem Titel „Meine Freundin Janine“. „Marie hat wohl die schwierigste Geschichte geschrieben“, lobt Landolf Scherzer. Sie verpackt ihr Leben in das ihrer Freundin Janin und lässt dabei alle schrecklichen und schmerzhaften Abschnitte ihres noch jungen Daseins spannend und ereignisreich Revue passieren. Auch wenn es ihr oft schwer fiel, den unschönen Lebensabschnitten stellte sie auch lustige Momente gegenüber. Deshalb reizt es Marie, ihre Geschichte unbedingt fortzuschreiben. Ein schönes Ergebnis unseres Projekts, freut sich Ellen Blumert, zeigt sich doch, dass all die Mühen in den acht Monaten Schreibwerkstatt nicht umsonst waren.

„Martin Schmuck geht 2018 auf große Reise“, betitelte Martin seine oft traurige Geschichte. Trotz aller Fantasien verkraftet Martin den Tod seiner lieben und einst schwerkranken Oma nicht. Sie war in dem lieblosen Elternhaus die Bezugsperson, die seinem Leben Sinn und Inhalt gab. Dabei erinnert er sich noch an das Lieblingsessen, das ihm seine Oma immer zubereitete. Auf seiner Reise landet er auch in der Fußball-Arena von Bayern München. Der Traum vom großen Fußballspieler spukt noch immer in ihm. Genauso lukrativ ist aber auch sein Traum, einmal

Lokführer zu werden und so die ganze Welt zu erkunden. Die vergangenen Monate waren nicht nur für die sieben jungen Zukunftsautoren eine tolle Zeit, sondern auch für Landolf Scherzer und Ellen Blumert und natürlich auch für die Erzieher. Julia Fender ließ sich jedenfalls von der Idee, auch eine Geschichte zu schreiben, anstecken. Es ist schon interessant zu wissen, mit welchen Erwartungen und persönlichen Vorstellungen eine junge Erzieherin ihren Dienst in einem Kinderheim antritt.

Insgesamt sind im Ergebnis des Projekts sieben wunderschöne Texte entstanden. Die Nachwuchsdichter sind zu recht stolz auf ihre Werke. Das kleine Büchlein mit allen Geschichten wird bei den jungen Nachwuchs-Autoren mit großer Wahrscheinlichkeit einen ganz besonderen Platz in ihrem Leben einnehmen.

(Theo Schwabe)

## Inhalt

Zum Geleit ..... 5

### **Das Innere der Glaskugel ODER Tröstende Umarmung des Windes**

Anstelle eines Vorwortes ..... 9

Erste Begegnung ..... 11

Die 15 Etappen lange Schreibstrecke ..... 14

### **Abschlussgeschichten**

*Martin* – Herr Schmuck geht 2018 auf große Reise ..... 76

*Xenia* – Tröstende Umarmung des Windes ..... 78

*Marie* – Meine Freundin Janine ..... 80

*Robby* – Flori und die Hexe ..... 87

*Robby* – Der Knappe und sein kleiner Drachen ..... 88

*Gini* – Das Innere der Glaskugel ..... 89

*Michi* – Willi, der Elefant ..... 95

*Julia* – Der Ernst des Lebens ..... 99

### **Anhänge**

Versuch einer Würdigung ..... 103

Von Träumen und Hoffnungen ..... 106



Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V.  
Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“  
des Bundesministeriums für Forschung und Bildung

Weitere Informationen über die „Autorenpatenschaften“ über:  
[www.boedecker-buendnisse.de](http://www.boedecker-buendnisse.de)

Die mit \* gekennzeichneten Namen sind in der Dokumentation und dem Anhang aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes geändert worden.

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der Arbeiten

2014  
© mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)  
[www.mitteldeutscherverlag.de](http://www.mitteldeutscherverlag.de)

Alle Rechte vorbehalten.

Redaktion: Jürgen Jankofsky  
Umschlaggestaltung: Claudia Lichtenberg  
Layout und Satz: Heike Lichtenberg  
Gesamtherstellung: Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale)

ISBN 978-3-95462-358-7

Printed in the EU